

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Der Roman ‚Pacsirta‘ des ungarischen Autors
Dezső Kosztolányi in der deutschen Übersetzung:
eine Übersetzungskritik nach dem Modell von
Margret Ammann“

Verfasserin

Bianca Tauschek Bakk.phil.

Angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, im August 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuerin:

A 060 351 381
Masterstudium Übersetzen Spanisch Ungarisch
emer. O. Univ.-Prof. Dr. Mary Snell-Hornby

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Mary Snell-Hornby, die mich durch ihre sachkundige Betreuung und Unterstützung durch meine Arbeit geleitet hat.

Ebenfalls möchte ich mich bei Herrn Prof. Miklos Györffy, PhD bedanken, in dessen Lehrveranstaltung, während des Masterstudiums Hungarologie, ich *Pacsirta* erstmals gelesen habe.

Weiters gebührt mein Dank Heinrich Eisterer, der durch die Beantwortung meiner Fragen einen wichtigen Beitrag zu meiner Analyse des Werkes geleistet hat.

Mein Dank gilt auch Herrn Mag. György Buda, der im Zuge seiner Lehrveranstaltung Literaturübersetzen meine Freude an der Arbeit mit und an literarischen Werken noch gesteigert hat.

Mein Dank gilt ebenfalls Frau Prof. Mag. Dr. phil. Michaela Wolf, die mir wertvolle Hinweise zur Literatur zum Thema Frauen in der Donaumonarchie gab.

Ich möchte mich auch bei meinen Eltern besonders bedanken, die mich in vielfältiger Hinsicht während des Studiums und bei der Erstellung dieser Arbeit unterstützt haben.

Ich möchte mich ebenfalls bei Katrin Fennes bedanken, die sich die Mühe gemacht hat, meine Arbeit Korrektur zu lesen.

Schließlich möchte ich mich bei allen bedanken, die mich während meines Studiums begleitet und unterstützt haben.

Inhaltsverzeichnis

DANKSAGUNG	3
0 EINLEITUNG	6
1 ÜBERSETZUNGSTHEORETISCHE GRUNDLAGEN	8
1.1 DIE TRANSLATIONSWISSENSCHAFT UND IHRE ENTWICKLUNG.....	8
1.2 DIE SKOPOSTHEORIE	11
1.3 CHRISTIANE NORD – DAS LOYALITÄTSPRINZIP	15
1.4 DIE SCENES-AND-FRAMES SEMANTICS	17
2 DIE ÜBERSETZUNGSKRITIK NACH DEM MODELL VON MARGRET AMMANN.....	22
2.1 DIE FÜNF KRITIKSCHRITTE	23
2.2 DER MODELL-LESER	24
3 HISTORISCHER HINTERGRUND – DIE DONAUMONARCHIE.....	27
3.1 DAS SOZIALE GEFÜGE DER UNGARISCHEN GESELLSCHAFT UND DIE WIRTSCHAFTSLAGE.....	30
3.2 DIE ROLLE DER FRAU IN DER DONAUMONARCHIE.....	33
4 HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUM WERK.....	51
4.1 DER AUTOR – DEZSŐ KOSZTOLÁNYI.....	51
4.2 INHALTSANGABE	52
4.3 HINTERGRUND, SPRACHE UND IDENTITÄT IM WERK	53
4.4 DER ÜBERSETZER – HEINRICH EISTERER	55
5 ÜBERSETZUNGSKRITIK.....	56
5.1 DIE FESTSTELLUNG DER TRANSLATFUNKTION	56
5.2 DIE FESTSTELLUNG DER INTRATEXTUELLEN TRANSLATKOHÄRENZ.....	58
5.3 DIE FESTSTELLUNG DER FUNKTION DES AUSGANGSTEXTES	73
5.4 DIE FESTSTELLUNG DER INTRATEXTUELLEN KOHÄRENZ DES AUSGANGSTEXTES	75
5.5 DIE FESTSTELLUNG DER INTERTEXTUELLEN KOHÄRENZ ZWISCHEN TRANSLAT UND AUSGANGSTEXT	89
6 SCHLUSSBEMERKUNGEN.....	99
7 BIBLIOGRAFIE	101
8 ANHANG	108
8.1 KORRESPONDENZ MIT HEINRICH EISTERER	108
8.2 BUCHCOVERS VON ÜBERSETZUNG UND ORIGINAL	112
8.3 ABSTRACTS	114
8.4 LEBENS LAUF	116

0 Einleitung

Dezső Kosztolányis Werk *Pacsirta*, aus dem Jahr 1924, ist eine der bekanntesten Erzählungen des ungarischen Schriftstellers, welcher mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum an Bekanntheit gewonnen hat.

Ziel dieser Masterarbeit ist eine Übersetzungskritik von *Lerche*, der deutschen, von Heinrich Eisterer stammenden Übersetzung des ungarischen Romans *Pacsirta* von Dezső Kosztolányi. Als Mittel zur Übersetzungskritik wird das übersetzungskritische Modell von Margret Ammann verwendet. Unter anderem soll analysiert werden, in wie weit der klare Stil des ungarischen Autors auf das deutschsprachige Translat übertragen wurde.

Die Gründe für die Wahl des Buches *Lerche* liegen einerseits in einem persönlichen Interesse für das Leben des ungarischen Volkes während der Donaumonarchie, für die gesellschaftlichen Sitten und Konventionen und andererseits auch für die Rolle der Frau in der damaligen Zeit. Meiner Meinung nach ist es auch für Nicht-Ungarn wichtig zu wissen, wie es dem ungarischen Volk unter der habsburgischen Herrschaft ergangen ist und die verschiedenen Sichtweisen – die der Habsburger und die der Menschen im Stephansreich - kennen zu lernen. Zudem lässt sich das Original als Gesellschaftskritik lesen, was auch für die deutsche Übersetzung zutrifft. Das Translat ruft der deutschsprachigen Leserschaft die gesellschaftliche Situation Ungarns Ende des 19. Jahrhunderts in Erinnerung.

Im ersten Kapitel dieser Arbeit wird auf die übersetzungstheoretischen Grundlagen eingegangen. Es wird kurz die Entwicklung der Translationswissenschaft geschildert und es werden die grundlegenden Theorien, die scenes-and-frames-semantic sowie das Loyalitätsprinzip Christiane Nords vorgestellt.

Das zweite Kapitel widmet sich der Thematik der Übersetzungskritik. Es wird hier zunächst das Modell einer Übersetzungskritik von Margret Ammann vorgestellt. Dabei werden sowohl die fünf Kritikschritte des Modells, nach denen auch in dieser Arbeit vorgegangen wird, als auch der „Modell-Leser“ von Umberto Eco näher vorgestellt.

Im dritten Kapitel werden der historische Hintergrund zum Buch und auch die Rolle der Frau im 19. Jahrhundert näher erläutert, um ein besseres Verständnis für das

Verhalten der handelnden Personen zu gewährleisten, und um mehr Hintergrundinformation zu den geschichtlichen Gegebenheiten zu bieten.

Das vierte Kapitel geht auf den Autor, Dezső Kosztolányi, und den Übersetzer, Heinrich Eisterer, als auch auf weitere Aspekte des Buches ein. Dazu zählen eine kurze Zusammenfassung des Inhalts, sowie Informationen zu Hintergrund, Sprache und Identität des Werkes.

Im fünften Kapitel folgt die aktive Textanalyse nach dem Modell der Übersetzungskritik von Margret Ammann, wobei nach ihren fünf Kritikschritten vorgegangen wird.

Die Arbeit schließt mit Schlussbemerkungen zur Übersetzung, wobei Feststellungen der Übersetzungskritik geäußert werden. Danach folgen die Bibliografie und der Anhang, in dem unter anderem die Korrespondenz mit dem Übersetzer und der Abstract zu finden sind.

Die in dieser Arbeit verwendete weibliche Bezeichnung von Personen wird in der femininen Form ausgedrückt, da im Bereich des Übersetzens und Dolmetschens bisher eine Dominanz des weiblichen Geschlechts vorliegt. Die weibliche Bezeichnung schließt jeweils auch die männliche Geschlechtsform mit ein. Nur bei Tätigkeiten, die in der Geschichte nachweisbar von männlichen Personen durchgeführt wurden, wird hier die männliche Geschlechtsform beibehalten.

1 Übersetzungstheoretische Grundlagen

1.1 Die Translationswissenschaft und ihre Entwicklung

Seit jeher hat es einen Austausch zwischen den Kulturen gegeben, wobei die Tätigkeit von Sprachmittlern in Anspruch genommen wurde, um Sprachbarrieren zu überbrücken. Die Arbeit der Dolmetscherinnen und Übersetzerinnen zählt zu den ältesten Tätigkeiten der Menschheit und reicht daher bis ins alte Ägypten zurück. Aber auch heute leisten Übersetzerinnen und Dolmetscherinnen in der globalisierten Welt einen äußerst wichtigen Beitrag zur interkulturellen Kommunikation. Ohne sie wäre ein barrierefreies Miteinander zwischen den verschiedenen Kulturen, vor allem in der heutigen politisch zusammengerückten Welt, nicht vorstellbar (vgl. Snell-Hornby 1996:9).

In der Wissenschaft wurde der Bereich des Übersetzens in vorwiegend zwei Dichotomien unterteilt. In die der Übersetzung von Sach- bzw. Fachtexten, und in die Übersetzung von literarischen Texten, wobei man sich mit letzterem Bereich viel intensiver beschäftigte, da die Übersetzung literarischer Texte von den Gelehrten immer als wichtiger eingestuft wurde. Die Übersetzungen wurden hauptsächlich von Theologen, Philosophen und Dichtern vorgenommen, wobei man bei den literarischen Übersetzungen den Schwerpunkt auf die Werke der Antike, auf Bibelübersetzungen oder auf literarische Meisterwerke legte. Im Laufe der Jahrtausende pendelte die öffentliche Meinung immer wieder zwischen der Vorliebe für wortwörtliche Übersetzungen und Übersetzungen, die ausschließlich das Gemeinte, den Sinn, übertragen. Von den Übersetzerinnen wurde gefordert die Sprachen zu beherrschen, über Sachkenntnisse zu verfügen, Verständnis und Einfühlungsvermögen für die Autorin zu besitzen und stilistisches Feingefühl aufzuweisen. Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Einstellung zur Übersetzungswissenschaft entscheidend. Der Bereich der Übersetzung wurde nun den Naturwissenschaftlerinnen übertragen, da sich für die neu entdeckte maschinelle Übersetzung eine gewisse Euphorie entwickelt hatte. Es wurde eine wissenschaftliche Objektivität bei den Übersetzungen gefordert, weshalb sich die Übersetzungswissenschaft nun an den Methoden der Linguistik orientierte, während das literarische Übersetzen als Sonderform der Übersetzung immer mehr in den Hintergrund geriet (vgl. Snell-Hornby 1996:11-13).

Der Oberbegriff Translation wurde in den 1960er Jahren von Otto Kade für das Übersetzen und das Dolmetschen eingeführt, weshalb die Übersetzung von Sach- und Fachtexten in den Vordergrund rückte. Otto Kade versteht „[...] unter *Übersetzen* die Translation eines fixierten und demzufolge permanent dargebotenen bzw. beliebig oft wiederholbaren Textes der Ausgangssprache in einen jederzeit kontrollierbaren und wiederholt korrigierbaren Text der Zielsprache“ (Kade 1968:35). Otto Kade war es auch, der sowohl für das Ergebnis einer Übersetzung oder eines Dolmetschprozesses, als auch für die Person der Übersetzerin oder der Dolmetscherin eine eigene Benennung fand. Er benannte das Produkt bzw. Ergebnis der Translation als Translat, und die Person, die die Translation durchführt als Translator (vgl. Kade 1968:33).

Bis zu den 1970er Jahren wurde der Übersetzungsvorgang als „die Umwandlung einer Kette von Einheiten in eine Kette äquivalenter Einheiten in der jeweiligen Zielsprache“ (Snell-Hornby 1996:14) verstanden, was der Doktrin der damaligen Linguistik entsprach. Man unterschied streng zwischen der Sprache und der außersprachlichen Realität. Der Begriff der Äquivalenz war dabei grundlegend, wobei man sich lange über dessen eigentliche Bedeutung uneinig war. Man konnte sich zudem nicht entscheiden, was genau bei der Übersetzung äquivalent sein sollte. Anfangs begnügte man sich mit der Analyse einzelner Wörter, man erkannte jedoch bald, dass dies nicht genügte, da beim Übersetzungsprozess nicht die Abfolge einzelner Wörter im Mittelpunkt steht und man entwarf schließlich das Konzept der Übersetzungseinheit. Mit der Zeit begriff man jedoch, dass nur ganze Texte für Analysen und Vergleiche dienlich sein können (vgl. Snell-Hornby 1990:80f.).

In den 1970er Jahren, während der sogenannten „pragmatischen Wende“ (Snell-Hornby 1996:14), änderte sich diese Denkweise jedoch radikal. Man erkannte, dass die strenge Trennung von Sprache und außersprachlicher Realität unzureichend waren. In der Sprachwissenschaft keimten jetzt, vor allem in Deutschland, auch funktionale, soziale und kommunikative Aspekte der Sprache auf, die den Horizont der Übersetzungswissenschaft auf die benachbarten Disziplinen der Ethnologie, der Soziologie, der Philosophie und der Psychologie ausdehnten. In der Übersetzungswissenschaft Europas entwickelten sich zwei Richtungen, in deren Mittelpunkt nicht mehr der Ausgangstext, sondern die Rolle des Translats in der Zielkultur stand. Zu der einen Gruppe gehörten Wissenschaftler aus den Niederlanden

und Israel, die den Ansatz der „Descriptive Translation Studies“ (Snell-Hornby 2008:140) entwickelten. Zur anderen Gruppe, die sich in Deutschland formte, gehörten vor allem Hans Vermeer und Justa Holz-Mänttari, die beide zur selben Zeit eine funktionale Theorie der Translation entwickelten, deren Hauptaugenmerk nicht auf dem Ausgangstext lag, sondern auf dem Zweck bzw. der Funktion der Übersetzung in der Zielkultur. Diese Theorie wurde als ‚Skopostheorie‘ bekannt (vgl. Snell-Hornby 1996:14; 2008:139f.). Diesem Ansatz zufolge ist Sprache kein alleinstehendes Element, sondern wird als Teil einer Kultur gesehen, wodurch folglich auch jeder Text in eine außersprachliche Situation eingebettet ist, die wiederum Teil einer Kultur ist. In der Folge ist Translation nicht als reine sprachliche Umkodierung zu sehen, sondern als kultureller Transfer (vgl. Snell-Hornby 2008:140).

Die Übersetzungswissenschaft hat sich im 20. Jahrhundert also von einer linguistischen Orientierung gelöst und entwickelte sich in Richtung eines holistischen Ansatzes, wobei verschiedene Aspekte der Sprache miteinbezogen wurden und die Sichtweise aufgrund der Einbeziehung verschiedener, benachbarter Disziplinen erweitert wurde. Der Übersetzungsprozess wird nicht mehr als ein simples Umkodieren betrachtet, sondern als ein Kommunikationsprozess, wobei die Funktion des Zieltextes eine grundlegende Rolle spielt (vgl. Snell-Hornby 1988:43f.). Bei dieser Entwicklung hat der Faktor Kultur und die Einbettung eines jeden Textes in eine bestimmte Kultur eine wichtige Rolle gespielt, der sich vor allem in der Theorie des translatorischen Handelns von Justa Holz-Mänttari (1984) und in der Skopostheorie von Hans Vermeer (1984) widerspiegelt, auf die im folgenden Kapitel näher eingegangen wird.

Katharina Reiss und Hans Vermeer fügten dem noch hinzu, dass die Translatorin „nicht nur Sprach-, sondern auch Kulturmittler[in]“ (Reiss/Vermeer 1984:7) ist, und am Übersetzungs- bzw. Dolmetschprozess eigenständig und kreativ teilnimmt (vgl. Reiss/Vermeer 1984:7f.).

Seit den 1980er Jahren hat sich der Begriff der Translationswissenschaft endgültig als Oberbegriff für alle Übersetzungs- und Dolmetschprozesse durchgesetzt (vgl. Kade 1968:35).

1.2 Die Skopostheorie

In der Translationswissenschaft galt der Übersetzungsprozess lange als ein zweistufiger Übersetzungsvorgang, wobei zuerst der fremdsprachliche Ausgangstext verstanden werden muss und in Schritt zwei, dieser in der Zielsprache wiedergegeben wird. Die Anhänger dieser Theorie waren also der Meinung, dass die Übersetzerin den Ausgangstext rezipiert, jener rezipierte Sinn aus dem Ausgangstext in die Sprache des Zieltextes transkodiert wird und so für den Zielrezipienten verständlich gemacht wird (vgl. Vermeer 1990:47). Die Translatorin wurde demnach mit einer „Relaisstation“ (Reiß/Vermeer 1984:43) gleichgesetzt. Es gab jedoch eine Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und literarischer Translation. Die Übersetzungswissenschaft, die sich an dieser Theorie orientierte, berücksichtigte jedoch nicht die nonverbalen Elemente oder kulturellen Phänomene, letztere wurden sogar als Schwierigkeiten angesehen, aufgrund welcher eine Übersetzung nur selten glücken konnte. Auch eine eventuelle Änderung der Textfunktion wurde außer Acht gelassen (vgl. Reiß/Vermeer 1984:41-45).

Eine grundlegende Veränderung der Sichtweise der vorherrschenden Translationstheorie fand im Zuge der in den 1980er Jahren von Hans J. Vermeer und Katharina Reiß entwickelten so genannten Skopostheorie statt, die sie in ihrem Werk *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* (1984) vorstellten. Gemäß dieser Theorie galt der Zweck, griechisch *skopós*, das Ziel bzw. die Funktion als Primat jeder Translation (vgl. Reiß/Vermeer 1984:96). Reiß und Vermeer lehnten die bis dahin gültige Theorie der Transkodierung als Grundlage für die Translation ab. Die Rezipientin des Zieltextes sollte eine sinnvolle Vorstellung des Gemeinten erhalten, wobei jede Translation von dem ihr zugeordneten Ziel bestimmt wird, wovon wiederum das Was, Wie usw. der Translation abhängt (vgl. Vermeer 1990:19; 31). Das Maß aller Dinge ist also nicht mehr der Ausgangstext, sondern die Funktion des Textes in der Zielkultur. Der Ausgangstext, der bis zur Skopostheorie als heilig angesehen wurde, wird somit zu einem reinen „Mittel für den neuen Text“ (Snell-Hornby 1996:14) degradiert (vgl. Snell-Hornby 1996:14).

In der Skopostheorie, als funktionalem Ansatz der Translationswissenschaft, gilt der Zweck als von der Rezipientin abhängig, jedoch neben dem Zweck als oberste

Dominante, spielen ebenso Auftraggeberin bzw. Verlage eine wichtige Rolle. Der Skopos des Translats kann jedoch nur dann bestimmt werden, wenn die Rezipientengruppe und deren Erwartungen eingeschätzt werden kann. Es ist möglich, dass sich der Skopos des Ausgangstextes von dem des Zieltextes unterscheidet, je nachdem welche Funktion das Translat haben soll (vgl. Reiß/Vermeer 1984:101ff.). Ein Translat muss retrospektiv nicht unbedingt eine Äquivalenz zum Ausgangstext aufweisen, sondern sollte vielmehr prospektiv adäquat zum Skopos des Zieltextes sein (vgl. Vermeer 1996b:77f.). Aus diesem Grund besteht auch die Möglichkeit einen neuen Zieltext zu produzieren, denn: „In an extreme case it may than be preferable not to translate the source-text at all, but to ‘design’ a new text, partly or as a whole, under target-culture conventions” (Vermeer 1996b:34).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die drei Grundpfeiler der Skopostheorie aus dem Skopos des Zieltextes, den Rezipientinnen desselben sowie der Zielkultur bestehen.

Wurde früher der Ausgangstext als Orientierung für das Translat angesehen, so ist seit der Entwicklung der Skopostheorie bekannt, dass es ‚den‘ Ausgangstext gar nicht gibt, da sich jeder Text während des dynamischen Prozesses der Rezeption bzw. der Interpretation ändern kann und jede Interpretation individuell vonstatten geht. Jedoch ist die Interpretation des Ausgangstextes nicht nur von der Person, sondern ebenfalls vom jeweiligen Zeitpunkt abhängig (vgl. Reiß/Vermeer 1984:90; Vermeer 1986:42). Verschiedene Skopoi können zu verschiedenen Übersetzungen ein und desselben Ausgangstextes führen. Nicht der Ausgangstext bestimmt den Zieltext, sondern der Zweck des Zieltextes (vgl. Vermeer 1996b:15). Katharina Reiß und Hans J. Vermeer sind der Ansicht, dass jede Handlung von einem Skopos bestimmt wird, also auch der Prozess der Translation, wobei Translation eine Sondersorte interaktionalen Handelns ist. Laut Reiß und Vermeer ist „[e]s [...] wichtiger, daß ein gegebener Translat(ions)zweck erreicht wird, als daß eine Translation in bestimmter Weise durchgeführt wird“ (Reiß/Vermeer 1984:100). Der Erfolg einer Handlung sei daran zu messen, ob sie in der jeweiligen Situation adäquat, das heißt sinnvoll, erklärt werden kann. Weiters wenn der intendierte Zweck der Handlung seitens der Textproduzentin nicht signifikant von der Interpretation des Zielpublikums abweicht (vgl. Reiß/Vermeer

1984:99f.). Der Ausgangstext soll der Translatorin als Rezipientin lediglich als Informationsangebot dienen, die anschließend einen Zielttext formuliert, der wiederum ein Informationsangebot für das Zielpublikum darstellt. Das Translat, das eine Sondersorte des Informationsangebots darstellt, wird von der Zielkultur bestimmt (vgl. 1984:19). Hierbei legt der Skopos des Zieltextes fest, ob etwas transferiert wird, bzw. was und welche Translationsstrategie dabei angewendet wird (vgl. 1984:95). Das Ziel eines Translats ist zum Beispiel aus dem Auftrag zu entnehmen. Da der Zweck eines Translationsprozesses von der Handlungssituation abhängig ist, und sich eine Situation ändern kann, kann sich folglich auch der Skopos der Translation ändern, da sich der ursprünglich festgelegte Zweck auf einmal als inadäquat erweisen kann. Da es zumeist der Fall ist, dass sich die Situation vom Zeitpunkt der Ausgangstextproduktion bis zur Zieltextrezeption ändert, ergeben sich folglich drei Möglichkeiten: erstens, der ursprüngliche Zweck bleibt erhalten und ändert sich nicht, dann muss sich allerdings ein anderer Translationsfaktor ändern; zweitens, ein Text wird durch die veränderte Situation unübersetzbar oder schließlich drittens, der Skopos des Translats wird umformuliert (vgl. Vermeer 1986:39-46).

Als zweiter Grundpfeiler der Skopostheorie gilt die Kultur des Zielpublikums. Heinz Göhring (1987) beschrieb den Kulturbegriff, der auf eine weiter reichende Definition von Ward H. Goodenough (1964) zurückgreift (vgl. Snell-Hornby 1996:29f.), folgendermaßen:

Kultur ist all das, was man wissen, beherrschen und empfinden können muß, um beurteilen zu können, wo sich Einheimische in ihren verschiedenen Rollen erwartungskonform oder abweichend verhalten, und um sich selbst in der betreffenden Gesellschaft erwartungskonform verhalten zu können, sofern man dies will und nicht etwa bereit ist, die jeweils aus erwartungswidrigem Verhalten entstehenden Konsequenzen zu tragen. [...] Zur Kultur gehört auch all das, was man wissen und empfinden können muß, um in der Lage zu sein, die natürliche und die vom Menschen geprägte oder geschaffene Welt wie ein Einheimischer wahrzunehmen. (Göhring 2002:108)

Die Kultur ist insofern ein bestimmender Faktor der Skopostheorie, da jeder Mensch als Mitglied zumindest einer bestimmten Kulturgemeinschaft erzogen wird, wodurch er auch ihre Wertvorstellungen, Meinungen, Theorien etc. für sich übernimmt. Gleichzeitig ist der Mensch Teil einer Kommunikationsgemeinschaft, in der er erzogen wird, und deren Ausdrucksweisen er sich zu Eigen macht. Die Sprache eines jeden

Menschen ist Teil seiner Kultur und wird von Reiß und Vermeer als konventionelles Denk- und Kommunikationsmittel einer Kultur gesehen, das die kulturspezifische und individuelle Vorstellungen über die Welten widerspiegelt (vgl. Reiß/Vermeer 1984:24ff.). Das Translat als Element der Zielkultur erlebt nun einen transkulturellen Transfer, und ist nicht mehr bloß eine reine sprachliche Umkodierung, wird aus den alten kulturellen Verknüpfungen gelöst und in neue Verknüpfungen der Zielkultur eingepflanzt (vgl. Vermeer 1986:34). Übersetzerinnen müssen demnach über ein profundes Wissen zumindest zweier Kulturen verfügen, wobei die Sprache nur einen Teil ausmacht. In der Folge sollten Translatorinnen nicht nur zweisprachig sein, sondern vielmehr bikulturell bzw. plurikulturell. Sie sollten zwischen den Welten der Auftraggeber, ihren eigenen und jenen der Zielrezipientinnen differenzieren, und einen Bezug zwischen ihnen herstellen können (vgl. 1986:39ff.).

In der Folge sollten laut Vermeer die zielkulturellen Konventionen und Normen der Vertextung von der Translatorin beim Translationsprozess beachtet werden, wobei als wichtigstes Element, wie oben beschrieben, die Funktion bzw. der Zweck des Zieltextes gilt, an zweiter Stelle folgt die intratextuelle Kohärenz des Translats und an dritter die Kohärenz zum Ausgangstext. Der Übersetzerin müssen also alle Vertextungsstrategien der Zielkulturen bekannt sein, um sich für eine adäquate Strategie aussprechen zu können, sie sollte plurikulturell und plurilingual sein, wobei das sprachliche Element weniger signifikant ist als der kulturelle Faktor. Vermeer ist der Meinung, dass es schwerer wiegt, wenn sich tiefgreifende soziale Verstöße ereignen, als wenn sprachliche Unzulänglichkeiten vorkommen (vgl. Vermeer 1986:43).

Den dritten Bestandteil der Skopostheorie verkörpert der Adressatenbezug. Neben dem Skopos eines Translats und der Zielkultur, an die das Translat gerichtet ist, spielt auch der Adressatenbezug eine bedeutende Rolle. Die Übersetzerin muss wissen, welches Zielpublikum sie anstrebt, da es keine Textproduktion geben kann, ohne eine bewusste oder unbewusste Idee der potentiellen Leserschaft. Zudem sollte die Übersetzerin, auch wenn sie sich in ihrer eigenen Situation befindet, im Stande sein, sich in die potentiellen Situationen ihrer möglichen Rezipientinnen hineinzusetzen (vgl. Vermeer 1986:43). Erst wenn eine Einschätzung des Zielpublikums einer Translation erfolgt ist, kann der Zweck bzw. die Funktion einer Übersetzung bestimmt werden. Wenn die Leserinnen

eines Translats unbekannt sind, ist es höchstwahrscheinlich sinnlos über die Funktion des Zieltextes zu entscheiden, da während des Translationsvorgangs ein funktionaler Transfer des Ausgangstextes auf die Einschätzung über die Erwartung der Zieltextrezipientinnen erfolgt. Für Reiß und Vermeer ist die intendierte Leserin bzw. Adressatin eine Sondersorte des Skopos, der wiederum als rezipientenabhängige Variable beschrieben wird (vgl. Reiß/Vermeer 1984:101ff.).

In der Folge kann gesagt werden, dass jedes Translat von der intendierten Rezipientengruppe abhängig ist und auf diese zugeschnitten wird, was wiederum die Aussage untermauert, dass ‚die‘ Übersetzung als solche gar nicht existiert, sondern lediglich das dem Zweck, der Zielkultur und der Adressatengruppe individuell angepasste Translat (vgl. Vermeer 1986:42). Die Übersetzerinnen versuchen bei jeder Translation den Zweck des Translats für die intendierte Rezipientengruppe vorwegzunehmen und bemühen sich bei der Translation den Erwartungen gerecht zu werden. Sie passen das Translat an die Kultur des Zielpublikums und im Speziellen an das Zielpublikum und dessen Erwartungen an die Funktion des Translats an. Die Bedeutung eines jeden Translats entfaltet sich erst während der Rezeption durch das Zielpublikum (vgl. Reiß/Vermeer 1984:85-103).

1.3 Christiane Nord – Das Loyalitätsprinzip

Das von Christiane Nord beschriebene Loyalitätsprinzip eines Translats grenzt die Skopostheorie von Hans J. Vermeer etwas mehr ein. Wie vorher beschrieben, ist laut Katharina Reiß und Hans J. Vermeer der Handlungsskopos der Handlungsart übergeordnet. Der Zweck eines Translats beeinflusst das ob, was und wie der Übersetzungshandlung. Die Erreichung des Translationszwecks spielt folglich eine wichtigere Rolle als die Art und Weise der Durchführung der Translation. Das intendierte Zielpublikum gilt dabei als Sondersorte des Skopos, was den Zweck eines Translats auch von den Rezipientinnen abhängig macht. Die oberste Regel ist also: „Der Zweck heiligt die Mittel“ (vgl. Reiß/Vermeer 1984:100f.).

Christiane Nord stellt die Frage inwiefern ein gutes Translat dem Ausgangstext (AT) treu sein muss bzw. wem genau eine richtige Übersetzung treu sein sollte. Sie

nennt die Gleichsetzung des Begriffs der Treue mit dem der Äquivalenz unter Übersetzungswissenschaftlerinnen. Weiters ist sie der Meinung, dass „Übersetzung bzw. Translation die Produktion eines *funktionsgerechten Zieltextes* in *Anbindung* an einen vorhandenen Ausgangstext [ist], wobei diese Anbindung je nach dem Translatskopos [...] unterschiedlich zu spezifizieren ist“ (Nord 1989:102). Sie fügt dem Translatskopos also noch die Anbindung an den Ausgangstext als wichtige Determinante einer Übersetzung hinzu. Hierbei besitzt die Anbindung jedoch unterschiedliche Stufen, je nachdem welche Komponenten des Ausgangstextes beibehalten oder bearbeitet werden können bzw. müssen. Die Beibehaltung bzw. Bearbeitung der Elemente hängt wiederum vom Translationsziel ab. Ist eine solche Anbindung jedoch nicht möglich oder nicht zulässig, so ist eine Übersetzung des Textes unmöglich. Nord zufolge hängt die Übersetzung davon ab, ob der Translatskopos mit dem des Ausgangstextes im Einklang steht (vgl. 1989:100ff.).

Die Vereinbarkeit von Ausgangstext und Zieltext (ZT) ist in jeder Kultur unterschiedlich. Laut Nord gehört in der deutschsprachigen Kultur zu dieser Vereinbarkeit, dass der Zweck der Übersetzung nicht der Intention der Autorin des Ausgangstextes widerspricht, vor allem nicht, wenn die Ausgangsautorin auch als Senderin des Translats gilt. Folglich ist es von äußerster Wichtigkeit, dass die Translatorin „die Intention des Autors nicht ‚verfälscht‘“ (Nord 1989:102).

Unter dem Begriff der Loyalität versteht Christiane Nord ebenfalls das Verhalten der Übersetzerin gegenüber ihren Handlungspartnerinnen, die von der Translatorin „einen funktionsgerechten Zieltext mit einer bestimmten Anbindung an den Ausgangstext erwarten und selbst nicht nachprüfen können, ob der gelieferte ZT diesen Bedingungen entspricht“ (1989:102). Als Handlungspartnerinnen wird hier nicht nur die Ausgangsautorin verstanden, sondern auch andere Auftraggeberinnen, sowie die intendierten Rezipientinnen (vgl. Nord 1989:102).

1.4 Die scenes-and-frames semantics

Lange Zeit beschäftigte sich die übersetzungswissenschaftliche Literatur nur mit der Textanalyse und vernachlässigte den zweiten Schritt des Übersetzungsprozesses, den kreativen Vorgang der Textproduktion in der Zielsprache. In der Linguistik wurde zudem über einen langen Zeitraum die Sprache von der außersprachlichen Realität getrennt, wie bereits oben erwähnt. Dies änderte sich als Charles Fillmore (1977) eine eigene Theorie der Semantik mit dem Ansatz der scenes-and-frames semantics entwickelte und die damalige Sichtweise der Linguistik ablehnte. Er sprach sich für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit aus und gegen die bis dahin bestehende strikte Trennung der einzelnen Disziplinen, da er der Ansicht war, dass die Konstitution von Bedeutung in einer Sprache nicht ohne diese Zusammenarbeit zu erklären sei (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1986:184f.). Fillmore meinte hierzu „I think that everyone in linguistics and language research sees a need for an integrated view of language structure, language behavior, language comprehension, language change, and language acquisition” (Fillmore 1977:55).

Sein neuer Kernbegriff, der Prototyp, stammte von der Psychologin Eleanor Rosch, die in den 1970er Jahren die Prototypentheorie entwickelte. Eleanor Rosch stellte mit ihrer Theorie die damals geltende Theorie der Kategorisierung in Frage, die die Kategorien nach außen objektiv und sauber abgrenzte, und die Meinung vertrat, dass ein Begriff die Summe seiner Komponenten sei. Mit ihrer Theorie der „natürlichen Kategorisierung“ (1973) konnte sie nachweisen, dass der Mensch aufgrund seines Vorwissens, seinen Erfahrungen bzw. erlebten Situationen, Prototypen entwickelt, nach denen er kategorisiert. Sie konnte nachweisen, dass diese natürlichen Kategorien eine fokale Mitte und verschwommene Ränder besitzen (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1986:185ff.).

Mit dem Ausdruck „scene“ benennt Charles Fillmore die Erfahrungen und die erlebten Situationen eines Menschen, deren linguistische Darstellung er mit „frame“ betitelt. Der Kommunikationsprozess und folglich auch der Prozess des Verstehens erfolgt laut Fillmore folgendermaßen: Der Mensch schlüsselt jede linguistische Form – frame – aufgrund seiner eigenen Erfahrung und der erlebten Situationen auf, die für ihn

oder sie eine persönliche Bedeutung haben (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1986:185). Er definiert die Begriffe scene bzw. frame wie folgt:

I intend to use the word scene [...] in a maximally general sense, to include not only visual scenes but familiar kinds of interpersonal transactions, standard scenarios, familiar layouts, institutional structures, enactive experiences, body image; and, in general, any kind of coherent segment, large or small, of human beliefs, actions, experiences, or imaginings. I intend to use the word frame for referring to any system of linguistic choices (the easiest cases being collections of words, but also including choices of grammatical rules or grammatical categories – [sic] that can get associated with prototypical instances of scenes. (Fillmore 1977:63)

Charles Fillmore ist der Ansicht, dass sich scenes und frames gegenseitig aktivieren. Aber auch frames können Assoziationen erwecken, die wiederum andere frames bzw. linguistische Formen aktivieren, wodurch weitere Assoziationen hervorgerufen werden (vgl. Fillmore 1977:63). Nach Fillmore entwickelt der Mensch beim Verstehensprozess eine mentale Welt, deren Eigenschaften auf den eigenen Erfahrungen basieren. Da Erfahrungen individueller Natur sind, sind folglich auch die Interpretationsweisen verschiedener Menschen unterschiedlich. Beim Lesen oder Hören eines Textes füllen sich diese Welten mit Details und es entwickeln sich Erwartungshaltungen, die entweder erfüllt oder enttäuscht werden. Die bei der Textrezeption erlebten Dinge sind wiederum auf die individuelle Rezeptionserfahrung zurückzuführen (vgl. Fillmore 1977:61).

Fillmore äußerte sich hierzu wie folgt:

In other words what happens when one comprehends a text is that one mentally creates a kind of world; the properties of this world may depend quite a bit on the individual interpreter's own private experiences – a reality which should account for part of the fact that different people construct different interpretations of the same text. As one continues with the text, the details of this world get filled in, expectations get set up which are later fulfilled or thwarted or left hanging, and there are such experiences as surprise, suspense, disappointment, and so on, experiences which can be at least partly explained by a description of the temporal development of the interpretation experience. (Fillmore 1977:61)

Die Vorteile der Anwendung des scenes-and-frames-Konzepts bei der Textanalyse liegt nach Fillmore darin, dass sich die Leserin bei der Rezeption eine Situation vorstellt, die sich beim Weiterlesen mit weiteren Situationen verbindet, was letztendlich ein zusammenhängendes und sinnvolles Gesamtgefüge ergibt. Diese Teilwelt, die vor den

Augen der Leserin entsteht, wird überwiegend von ihren eigenen Erfahrungen geprägt. Aus diesem Grund ist jeder Text individuell interpretierbar. Fillmore ist der Ansicht, dass die Kohärenz eines Textes in dem Aufbau einer möglicherweise äußerst komplexen scene besteht, die wiederum aus einzelnen Bestandteilen zusammengesetzt ist. Der Aufbau der scene ist sowohl an die linguistischen Elemente des Textes gebunden, als auch an die Erfahrungen und das Vorwissen der Leserschaft gekoppelt. Die im Text vorkommenden linguistischen Formen, oder auch frames, rufen bei den Rezipientinnen bestimmte scenes hervor, die sich im Laufe der Textrezeption zu einer kohärenten Gesamtscene zusammenschließen. Mit der Zeit werden Leerstellen ausgefüllt, was ebenfalls zu der Erschließung der Gesamtscene führt. Während der Rezeption muss sich die Leserin auf das Wissen stützen, das sie durch die vom Text hervorgerufenen scenes bekommt (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1986:186f.).

Die scenes-and-frames-Semantik hilft allerdings auch dabei, Licht in den kreativen Prozess der Translation zu bringen. Der Ausgangspunkt für eine Übersetzung durch die Translatorin ist der gegebene Text in einer spezifischen Ausgangssprache mit seinen linguistischen Elementen; beides zusammen ergibt den vorgegebenen frame. Dieser ausgangssprachliche Text wurde wiederum von einer Autorin verfasst, die sich dabei auf ihre eigenen Erfahrungen stützt. Bei der Rezeption durch eine Leserin ruft dieser Gesamtframe einzelne kognitive scenes in ihr hervor. Ob es der Leserin dabei möglich ist, die Intention der Autorin zu erkennen, das heißt die intendierten scenes auch genauso zu entschlüsseln, hängt sowohl von der Sprachkompetenz der Leserin als auch von der der Autorin ab. In der Bearbeitung dieser scenes ergänzt die Übersetzerin diese mit ihren prototypischen scenes und greift dabei auf ihr Wissen und ihre Erfahrung zurück. Voraussetzung für die Bearbeitung des Textes durch die Translatorin ist ein fundiertes Hintergrundwissen zu dem Thema und ein gutes Gedächtnis. Da die Translatorin beim Übersetzungsprozess auf ihr eigenes prototypisches Wissen zurückgreift, besteht die Gefahr, dass der Text übermäßig subjektiv interpretiert wird, dem kann allerdings durch einen ständigen Blick auf den Ausgangstext vorgebeugt werden. Zudem ergibt sich das Problem bei einer Übersetzerin, für die die Sprache des Ausgangstextes nicht die Muttersprache ist, dass der Text in ihr nicht dieselben scenes evoziert, die die Autorin im Sinn hatte oder die bei einer Leserin mit ihrer jeweiligen

Muttersprache hervorgerufen würden. Dies birgt eine Gefahr in sich, da die im Text enthaltenen frames und die durch diese hervorgerufenen scenes in enger Verbindung mit der Soziokultur der jeweiligen Sprachbenutzerin stehen. Mit einem ständigen Rückbezug auf den Ausgangstext kann die Übersetzerin sicher gehen, dass sie die richtigen scenes mit den jeweiligen frames in Verbindung bringt. Erst dann wird es ihr möglich sein die kleineren Teilwelten zu einer Gesamtscene hinter dem Text zusammenzusetzen und den Text als Gesamtes zu verstehen (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1989:189ff.).

In einem nächsten Schritt muss sich die Translatorin nun ausgehend von der erfassten Gesamtscene adäquate frames in der Zielsprache überlegen, die dieselben scenes bei den Adressatinnen des Translats aktivieren. Der Übersetzungsprozess besteht aus diesem Grund aus laufenden Überlegungen zu den jeweiligen scenes und frames, da schließlich ein im Gesamten kohärenter Text geschaffen werden soll. Dabei muss in erster Linie die Funktion des Translats beachtet werden, die für das Endergebnis ausschlaggebend ist. Die gewonnene scene ruft bei der Übersetzerin folglich einen frame in der Zielsprache auf, jedoch kann auch ein frame der Ausgangssprache automatisch einen frame der Zielsprache aktivieren. Diese Assoziation des ausgangssprachlichen frames mit dem zielsprachlichen frame kann jedoch eine Gefahr in sich bergen, denn der assoziierte frame muss nicht gleich der sein, der den Sinn des Ausgangssprachlichen wiedergibt, oder aber es könnte auch eine bessere Variante des zielsprachlichen frames geben. Es handelt sich in der Folge also nicht um eine simple Dekodierung der frames des Ausgangstextes und eine darauf folgende Enkodierung in eine neue Sprache. Die Übersetzerin und ihre hohen sprachlichen und kulturellen Kompetenzen spielen beim Übersetzungsvorgang eine wesentliche Rolle. Sie muss nicht nur muttersprachliche, fremdsprachliche und übersetzerische Kompetenzen aufweisen, sondern über eine besonders hohe Allgemeinbildung sowie Sachwissen verfügen, Kreativität und hohe sprachliche Sensibilität besitzen, ein äußerst gutes Gedächtnis haben, Zusammenhänge erkennen und über die Fähigkeit verfügen, zu erkennen, wann ihr Hintergrundwissen nicht mehr ausreicht und sie sich mit geeigneten Hilfsmitteln das fehlende Wissen aneignen muss. Es kann also gesagt werden, dass eine gelungene Kommunikation zwischen Ausgangstext-Autorin und Zielttext-Leserin beim

professionellen Handeln der Translatorin liegt, die auf ihr Wissen und ihre Erfahrung zurückgreift (vgl. Vannerem/Snell-Hornby 1989:191f.; 203f.).

Margret Ammann wendet den Ansatz der scenes-and-frames semantics auf das translatorische Handeln an, insbesondere auf ihr Modell der Übersetzungskritik. Ihr Augenmerk liegt dabei darauf, wie sich Einzelszenes auf den gesamten Text auswirken. Voraussetzung für ihre Untersuchung sind ihrer Meinung nach Leserinnen, die die Teilszenes zuerst aufbauen und diese dann nach und nach zu einer Gesamtscene zusammensetzen. In der Folge ist die Übersetzungskritik mit dem Vergleich zweier Lesestrategien gleichzusetzen, die später „die Grundlage für weiterführende Untersuchungen möglicher Relationen zwischen den beiden Texten bilden können“ (Ammann 1990:226). Nach Ammann ist der scenes-and-frames-Ansatz umfassender für das translatorische Handeln anwendbar, da Umberto Ecos Modell-Leser immer nur Rezipient bleibt, jedoch der scenes-and-frames-Ansatz sowohl die Rezeption als auch die Produktion der Translatorin beinhaltet (vgl. Ammann 1990:226).

Das Modell der Übersetzungskritik nach Ammann wird vor allem auf literarische Übersetzungen angewendet. Dabei geht sie ins Besondere auf die Personenbeschreibungen ein, die ihrer Meinung nach maßgeblich für die Interpretation der Leserinnen ist (vgl. Ammann 1990:228f.). Sie betont, dass es ihr darum geht, ihr Analysemodell „in den Rahmen einer allgemeinen Translationstheorie einzubinden“ (Ammann 1990:211).

2 Die Übersetzungskritik nach dem Modell von Margret Ammann

1990 entwickelte Margret Ammann ein zielorientiertes Modell der Übersetzungskritik, das von der Theorie des translatorischen Handelns von Justa Holz-Mänttari, von Hans J. Vermeers Modell für eine Übersetzungskritik sowie der Skopostheorie ausgeht. Ammann versucht dabei eine wissenschaftliche Übersetzungskritik zu entwickeln, die es ermöglicht Grundlagen für Bewertungskriterien aufzustellen. Ihrer Meinung nach existiert kein allgemein gültiges Schema für eine Übersetzungskritik, da auch die Übersetzungskritik von ihrer jeweiligen Funktion abhängig ist. In ihrem Aufsatz stellt sich Margret Amman dem Versuch „Übersetzungskritik in den Rahmen einer allgemeinen Translationstheorie einzubinden, um so ein methodisches Vorgehen beschreibbar zu machen“ (Ammann 1990:211). Das Modell setzt voraus, dass es einen theoretischen Standpunkt gibt, von dem aus die Übersetzungskritik vorgenommen wird. Denn nur ein bestimmter Standpunkt ermöglicht die Beschreibung der im Text vorkommenden Phänomene. Ammann unterscheidet hier zwischen der wissenschaftlichen Übersetzungskritik und dem Feuilleton, dessen Kritik sich vom persönlichen Geschmack der Kritikerin trennen lässt. Feuilleton und wissenschaftliche Übersetzungskritik sollen durch ihr Modell nachprüfbar, systematisch und nachvollziehbar werden, da auch Übersetzungskritikerinnen Rezipientinnen sind, die in ein spezifisches kulturelles Umfeld eingebunden sind, das sich auf sie und ihre Kritik auswirkt. Die subjektive Beurteilung der Übersetzungskritik wird durch ein Handeln relativiert, das auf bestimmten theoretischen Prämissen gründet und methodisch begründbar ist (vgl. Ammann 1990:209-213).

Die ‚Nähe‘ bzw. ‚Ferne‘ eines Translats ist aufgrund eines übergeordneten Skopos feststellbar. Für die Beurteilung der Kohärenz zwischen Ausgangstext und Übersetzung können Textanalysemodelle herangezogen und müssen die makro- und mikro-textuellen Ebenen der Texte beachtet werden. Für die Feststellung der intratextuellen Kohärenz des Translats und des Ausgangstextes, muss die jeweilige Funktion der beiden Texte beachtet werden. Dasselbe gilt für die intertextuelle Kohärenz zwischen Translat und Ausgangstext. Nach dem Modell von Margret Ammann wird zuerst das Translat analysiert, da dieses von der Rezipientin als eigenständiger Text aufgenommen werden soll. Erst in einem zweiten Schritt folgt die

Analyse des Ausgangstextes. Der Grund für dieses Vorgehen liegt darin, dass laut Ammann Ausgangstext und Translat als gleichwertig gelten, und dass der Blick auf das Translat während der Analyse vom Ausgangstext wesentlich gelöst ist, wenn das Translat an erster Stelle analysiert wird (vgl. Ammann 1990:214f.).

Ein weiterer Aspekt des Modells ist die Vermittlung der Kultur des Ausgangstextes im Translat. Die Rezipientin soll die Kultur, die hinter dem Ausgangstext liegt, auch im Translat spüren können (vgl. Ammann 1990:216).

Ammann stellt die Übersetzung als gleichberechtigten Text neben den Ausgangstext. Für sie steht nicht die Vergleichbarkeit der beiden Texte im Vordergrund, sondern ihre Wirkung auf die Leserinnen und deren Rezeption der beiden Texte. Die Leserinnen, die Voraussetzung für jedes translatorische Handeln sind, werden hier in den Mittelpunkt gestellt, an dem sich die zentralen Fragen orientieren. Der Adressatinnenbezug ist die oberste Maxime, unter der alle relevanten Aspekte betrachtet und beurteilt werden, vor allem aber die Rolle der Leserinnen bei der Konstitution eines Textes. Dabei wird das Konzept der scenes-and-frames semantics von Charles Fillmore verwendet, um Textkohärenz festzustellen (vgl. Ammann 1990:219; 209f.).

Das Modell von Margret Ammann basiert auf fünf Kritikschritten, die im folgenden Kapitel näher beschrieben werden.

2.1 Die fünf Kritikschritte

Mit Bezug auf Hans J. Vermeers „Modellskizzen zu einer ‚angewandten‘ Kritik“ in seiner Niederschrift *Beiträge zu einer Theorie der Übersetzungskritik* formuliert Margret Ammann (1990:212) folgende fünf Kritikschritte für eine funktionale Übersetzungskritik:

1. Feststellung der Translatfunktion.

Margret Ammann erwähnt unter diesem Punkt Hans J. Vermeer und Justa Holz-Mänttari, die die Eigenständigkeit des Translats und die Beachtung der Möglichkeit unterschiedlicher Skopoi zwischen Ausgangstext und Translat

betonen. Auch der kulturelle Zusammenhang der jeweiligen Texte ist dabei nicht außer Acht zu lassen.

2. **Feststellung der intratextuellen Translatkohärenz.**

Das Translat soll in sich stimmig sein, das heißt die einzelnen Textelemente müssen zusammenpassen. Dabei sind vor allem die Kohärenz des Inhalts bzw. des Sinns, die Kohärenz der Form und die Kohärenz zwischen Inhalt und Form zu beachten.

3. **Feststellung der Funktion des Ausgangstextes.**

Hier gilt dasselbe wie unter Punkt 1, bezogen auf den Ausgangstext.

4. **Feststellung der intratextuellen Kohärenz des Ausgangstextes** (siehe Punkt 2).

5. **Feststellung einer intertextuellen Kohärenz zwischen Translat und Ausgangstext.**

Hier ist zu beachten, dass Kohärenz auch eine intendierte Inkohärenz beinhalten kann (vgl. Ammann 1990:212).

2.2 Der Modell-Leser

Margret Ammann greift auf das Konzept des „Modell-Lesers“ von Umberto Eco (1987) zurück, das sie in ihr Modell der Übersetzungskritik implementiert, um darzustellen, warum die Interpretation eines Textes nicht x-beliebig ist bzw. warum Adressatinnen bei der Rezeption den Text auf bestimmte Art und Weise interpretieren. Das Konzept des Modell-Lesers publizierte Umberto Eco 1987 in seinem Werk *Lector in fabula*, das sich „im Rahmen einer theoretischen Beschäftigung mit der Rolle des Lesers für die Textkonstitution“ (Ammann 1990:221) beschäftigt.

Margret Ammann stellt dar, wie sich das Lesen auf die Interpretation eines Textes auswirken kann. Die Situation, in der ein Text rezipiert wird, nimmt dabei großen Einfluss auf die Leserin, da sie die Interpretationsmöglichkeiten einschränkt. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, dass die Textrezipientin etwas Bestimmtes vom Text erwartet und diesen dann nur nach diesen Aspekten interpretiert. Sie versteht den Text daher ganz individuell, möglicherweise auch auf eine Art, die sonst von keiner

anderen Leserin so gedeutet wird. Die Situation, in der ein literarischer Text gelesen wird, ist wiederum von der literarischen Tradition der jeweiligen Kultur und von der literarischen Erfahrung der Leserin abhängig. Margret Ammann zeigt in ihrem Aufsatz das Maß, in dem die Leserin mit ihrer Lektüre mitbestimmt, welche bestimmte Wirkung die Rezeption des Textes auf sie hat. Sie bringt das Konzept des Modell-Lesers von Umberto Eco in Verbindung mit dem Konzept der scenes-and-frames semantics von Charles Fillmore, auf welches bereits weiter oben eingegangen wurde (vgl. Ammann 1990:220f.).

Aufgrund der Tatsache, dass ein Text Leerstellen enthält, die erst durch die Rezipientinnen ausgefüllt werden müssen, formiert sich ein Text nach Umberto Eco erst durch die Rezeption. Die Autorinnen gehen bereits bei der Fertigstellung ihres Textes von einer bestimmten Zielgruppe aus, und fügen dann gezielt Leerstellen ein, die dann von den Rezipientinnen ausgefüllt werden sollen. Diese Leerstellen werden von den Textsenderinnen eingefügt, „weil ein Text ein Träger (oder ökonomischer) Mechanismus ist, der von dem – vom Empfänger aufgebrauchten - Mehrwert an Sinn lebt“ (Umberto Eco 1987:63). Beim Verfassen der Texte und der Vorstellung der Zielgruppe überlegen sich die Autorinnen auch das mögliche Wissen bzw. Nicht-Wissen dieser Zielgruppe, sowie ihre Lesegewohnheiten (vgl. Amman 1990:222). Die Entstehung eines Textes erfolgt also nur unter der Voraussetzung, dass eine ‚aktive‘ Rezipientin existiert, die die Leerstellen ausfüllt. Ein Text ist folglich ein Produkt, „dessen Interpretation Bestandteil des eigentlichen Mechanismus seiner Erzeugung sein muß: einen Text hervorbringen, bedeutet, eine Strategie zu verfolgen, in der die vorhergesehenen Züge eines Anderen miteinbezogen werden [...]“ (Umberto Eco 1987:56f.). Der Modell-Leser wäre also nach Eco jene Rezipientin, die fähig ist, die größtmögliche Anzahl sich überlagernder Lektüren zugleich zu erfassen (vgl. Eco 1987:72). Der Modell-Leser für Margret Amman ist „jener Leser, der aufgrund einer Lesestrategie zu einem bestimmten Textverständnis kommt“ (Ammann 1990:225). Zu dieser Lesestrategie zählt auch das Vorwissen, die Erfahrung und die kulturelle Einbettung der Rezipientin (vgl. Ammann 1990:224ff.). So argumentiert Ammann wie folgt:

Mir scheint das ‚Modellhafte‘ eines Lesers eher in der von ihm angewandten Strategie zur Erfassung eines Textes zu liegen. Wenn er ‚konsequent‘ jene Merkmale beachtet, die es ihm erlauben, den Roman als spannende Unterhaltungsliteratur zu lesen, dann ergibt sich daraus ein Muster oder, wenn man will, ein Modell. Der

Literaturwissenschaftler, der den Roman literarisch einordnen will, muß ein anderes Muster entwerfen [...]. (Ammann 1990:222f.)

Umberto Eco erwähnt zudem jene Leserin, die ausgehend vom Text, Wege der Interpretation geht, die von der Autorin niemals so gewollt waren. Eine Leserin, die Dinge interpretiert, die die Autorin nicht ausdrücken wollte. Ein anderer Fall liegt vor, wenn die Rezipientin die Ideologie bzw. die Intention der Autorin nicht erkennen kann (vgl. Eco 1987:224-232).

Aus dem vorher Gesagten kann geschlossen werden, dass es keine willkürliche Lesestrategie oder Interpretation gibt. Beides hängt von der Rezipientin und ihrer Lesestrategie ab, ebenso wie von der Art und Weise, wie sie den Text interpretiert. Die Interpretationen, die sich aus den unterschiedlichen Lesestrategien ergeben, und die Lesestrategien selbst sind nicht willkürlich, da sie zum einen vom Text selbst eingeschränkt werden und zum anderen von den Traditionen der Interpretationen, die sich wiederum kulturspezifisch, diachronistisch und synchronisch unterscheiden. Demzufolge könnte man sagen, dass die Anzahl der Interpretationsmöglichkeiten eines Textes der Anzahl der Leserinnen entspricht, die den Text rezipieren (vgl. Ammann 1990:224).

Das Bestreben des Modell-Lesers nach Margret Amman ist folglich das Erlangen eines Textverständnisses aufgrund einer bestimmten Lesestrategie, die auf eine Gesamtscene eines Textes zielt. Die Gesamtscene, oder auch das Gesamtverständnis des Textes, basiert auf dem kulturspezifischen Aufbau von Einzelszenen, und wird vor allem von dem Vorwissen und den Erwartungen der Leserinnen maßgeblich beeinflusst (vgl. Ammann 1990:225).

Nach Ammann soll die Translatorin aus dem Ausgangstext und zusätzlichem Informationsmaterial, das sie sich beschaffen muss, um den Ausgangstext zu verstehen, ein Translat produzieren, das die Rezipientin weiterverwenden kann. Aus diesem Grund muss sich die Translatorin genau mit der Rolle der Leserin befassen, um jenen Text zu produzieren, mit dem die Leserin am meisten anfangen kann, da das Translat erst durch die aktive Rolle der Rezipientin, die den Text interpretiert, zum Text wird. Diese Interpretation wird vor allem „von der historisch-sozialen Situation des jeweiligen Empfängers“ (Ammann 1990:219) beeinflusst.

3 Historischer Hintergrund – die Donaumonarchie

Das folgende Kapitel gibt einen Überblick über Ungarn zur Zeit der Donaumonarchie, beginnend beim Anfang des 19. Jahrhunderts, wobei zuerst auf die 1848/49er Revolution, den gescheiterten Neoabsolutismus, den Ausgleich und den Dualismus eingegangen wird, bis zum Beginn des ersten Weltkrieges. Ein eigenes Unterkapitel wird der Rolle der Frau in der Donaumonarchie gewidmet. Durch diesen Überblick des historischen Hintergrundes zum Buch *Lerche* sollen die Leserinnen die Handlungen im Buch besser verstehen und sie besser mit den geschichtlichen Gegebenheiten in Verbindung bringen können.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung des Reiches der Heiligen Stephanskronen in Stände unterteilt. Diese Stände ergaben sich aus den ca. 200 Magnatenfamilien, ungefähr 8.000 wohlhabenden Gutsbesitzerfamilien und etwa 135.000 Kleinadelsfamilien. Zudem existierten ein ständischer repräsentativer Landtag und eine ständische Verfassung. Jedoch war das Reich weder selbstständig noch unabhängig vom Wiener Hof, da sich die höchsten Regierungsorgane Ungarns den kaiserlichen Zentralstellen Wiens unterordnen mussten. In den Jahren vor der ungarischen Revolution hörte man vermehrt Stimmen seitens des Adels, die sich für eine konstitutionelle Verfassung aussprachen, die die ständische Verfassung ersetzen sollte, außerdem sollte der ständische Landtag durch eine gewählte Volksvertretung und einer dazugehörigen Regierung ersetzt werden. Zudem gab es Forderungen nach einer Bodenreform, einer Bauernbefreiung, moderneren Gerichten und nach Presse- und Versammlungsfreiheit. Es erfolgte ein umfangreicher Modernisierungsprozess Ungarns, der das mittelalterliche Ungarn in ein modernes Parlamentarisches und Sozioökonomisches verwandelte. Allmählich formte sich ebenfalls das ungarische Nationalbewusstsein, das den Wunsch nach einem eigenen Nationalstaat und der Verwendung der ungarischen Sprache im öffentlichen Leben mit sich zog. Außerdem wurde die Assimilation der nichtmagyarischen Bevölkerungsmehrheit gefordert. Dazu muss erwähnt werden, dass es aufgrund der Türkenherrschaft (Ende 14. bis Mitte 15. Jhd.) und der großen Ansiedlungsaktionen im 18. Jahrhundert in der ungarischen Bevölkerung eine große ethnische Vermischung gab, bei der vor allem die Zahl der Rumänen, Slovaken, Deutschen, Kroaten, Serben, Ukrainer und Slowenen groß war.

Ein einheitliches nationalbewusstes magyarisches Bürgertum gab es jedoch nicht. Der erste Vertreter der Reformforderungen war István Graf Szécheny. Während der Zeit Kaiser Franz I. und seinem Nachfolger, Kaiser Ferdinand I. wurden polizeiliche Unterdrückungsmaßnahmen ergriffen, die wiederum radikale Strömungen begünstigten (vgl. Hoensch 1984:15f.). Der Advokat und Publizist Lajos Kossuth, der als Sprecher des von materiellen Sorgen geplagten Kleinadels fungierte, sprach sich vehement für eine grundlegende Reform des veralteten Sozialgefüges und eine „völlige Unabhängigkeit Ungarns vom habsburgischen Kaiserstaat oder zumindest [...] die Einführung einer gleichgewichtigen ‚Konföderation‘ zwischen Österreich und Ungarn“ (Hoensch 1984:16) aus.

In Wien brach die Revolution am 13. März 1848 aus und breitete sich am 15. März auch auf Ungarn aus. Weitere Antriebe der Revolution in Ungarn waren unter anderem, die Wirtschaftskrise in Gesamteuropa, schlechte Ernten, eine Abneigung gegen den Absolutismus des habsburgischen Herrschaftshauses, und der Wunsch nach mehr politischen Rechten. Zudem wurden im Café Pilvax in Pest zwölf Punkte ausgearbeitet, die von der Mehrheit der ungarischen Bevölkerung höchste Zustimmung bekamen. Einige dieser Punkte waren „[...] die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Gleichheit vor dem Gesetz [...], eine allgemeine Steuerpflicht, die jährliche Abhaltung eines [...] Landtags in Pest, die Einrichtung eines verantwortlichen Ministeriums, Pressefreiheit, [...] die Einführung des Geschworenengerichts [...]“ (Hoensch 1984:17). Die Forderungen konnten durchgesetzt werden, zudem wurde der Magnat Lajos Graf Batthyány der erste verantwortliche Ministerpräsident Ungarns. Aus Angst, die Bauern könnten eine Revolution in Gang bringen, wurde auch in den konservativen Kreisen für eine Bauernbefreiung gestimmt. Der Hof war zwar gegen alle Forderungen, hatte jedoch sowohl in Deutschland, als auch in Italien, ebenfalls mit revolutionären Entwicklungen zu kämpfen und gab aus diesem Grund den Forderungen Ungarns nach. Zumindest aus der Sicht des habsburgischen Herrschaftshauses wurden diese Zugeständnisse nur vorübergehend gemacht (vgl. Hoensch 1984:17).

Als sich im Stephansreich schließlich die nichtmagyarischen Völker gegen das Stephansreich selbst auflehnten, da ihre Forderungen nach kultureller Autonomie ständig unterdrückt wurden, sah der Hof in Wien schließlich eine Möglichkeit gegen die ungarische Revolution mit Hilfe der Nationalitäten vorzugehen und Ungarn schließlich

mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen. Doch das Reich der Heiligen Stephanskrone widersetzte sich lange erfolgreich ebenfalls mit Hilfe von Waffen, bis schließlich im Frühjahr 1849 die Österreicher mit Hilfe des zaristischen Russlands die revolutionären Ungarn besiegten. Kossuth und einige andere militärische Führer konnten ins Exil flüchten. Ungarn stand nun bis 1850 unter Militärverwaltung und mit blutigem Terror wurde nun an den Aufständischen Vergeltung geübt. Viele Ungarn versuchten sich durch eine Flucht ins Ausland in Sicherheit zu bringen. Diejenigen, die in Ungarn blieben, wurden hingerichtet, für lange Jahre ins Gefängnis gesteckt oder ihr Hab und Gut wurde konfisziert. Lajos Graf Batthyány wurde hingerichtet. Aufgrund dieser hemmungslosen Vergeltungsmaßnahmen entstand eine tiefe Kluft zwischen der ungarischen Nation und dem Wiener Hof, die die antiösterreichische Einstellung der Ungarn während der nächsten Jahrzehnte stark förderte. Ungarn wurde nun nicht nur vom Militär, der Polizei und der Gendarmerie, sondern auch von Fremden, vor allem von deutschen und tschechischen Beamten, verwaltet, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatten. Etliche in Österreich unterzeichnete Gesetze dehnten sich auch auf Ungarn aus, darunter das Bauernbefreiungsgesetz, das österreichische Strafgesetzbuch, die Modernisierung des Unterrichtswesens, und das Steuersystem. Durch diese Maßnahmen wurde der Weg für einen neuerlichen wirtschaftlichen Aufschwung Ungarns bereitet, der ebenfalls stark vom Ausbau des Eisenbahnnetzes beeinflusst wurde. Bei einem Großteil des Adels stellte sich ein Zustand der passiven Resistenz ein. Sie wollten keine Revolution mehr, sondern waren zu einem Kompromiss mit der Krone bereit (vgl. Hoensch 1984:18-23).

1860 ließ Kaiser Franz Joseph den Landtag und einige andere politische Einrichtungen in Ungarn – jedoch mit beschränktem Aufgabengebiet - wiederherstellen, da er sich aufgrund der schwierigen außen- und innenpolitischen Lage mit dem teilweise Entgegenkommen der Forderungen erhoffte, die innere Stabilität des Habsburgerreiches wieder stärken zu können. Da die Ungarn jedoch weiterhin die Unabhängigkeit und die Wiederherstellung der 1848 eingeführten Gesetze forderten, suspendierte der Kaiser den Landtag 1861, der erst 1865 wieder einberufen werden sollte. Aufgrund von anderwärtigen innenpolitischen Schwierigkeiten, musste der Kaiser jedoch auf ein einheitliches, zentralisiertes Reich verzichten und einen Ausgleich mit Ungarn herbeiführen. Das Kaisertum Österreich wurde deshalb in die

„Österreichisch-Ungarische Monarchie“ (Hoensch 1984:26) mit „den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern“ (Hoensch 1984:26) umbenannt. Die österreichische Reichshälfte wurde auch als Cisleithanien und die Länder der Heiligen Ungarischen Krone als Transleithanien benannt. Die beiden Reichshälften der nun dualistisch gegliederten Monarchie hatten demnach nur mehr die Außenpolitik, das Kriegsministerium und das k. u. k. Finanzministerium gemeinsam. Jede der beiden Reichshälften besaß unter anderem eine eigene Regierung mit einem Ministerpräsidenten, ein eigenständiges Zweikammerparlament sowie eine selbstständige Finanzverwaltung. Ungarn war nun autonom. Der Kaiser war österreichischer Kaiser und ungarischer König. Dies kennzeichnete die endgültige Niederlage des Neoabsolutismus (vgl. Hoensch 1984:23-28).

Nach einer langen krisenreichen Zeit begann 1867 nun aufgrund der dualistischen Umgestaltung des Habsburgerreichs ein friedlicherer Abschnitt, der rund ein halbes Jahrhundert andauerte. In Ungarn setzte ein nachhaltiger kultureller und wirtschaftlicher Aufschwung ein und das Land genoss durch seine Zugehörigkeit zur Donaumonarchie eine Modernisierung in vielen wichtigen Sektoren (vgl. Hoensch 1984:29).

3.1 Das soziale Gefüge der ungarischen Gesellschaft und die Wirtschaftslage

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war die ungarische Gesellschaftsordnung durch die Vorherrschaft des Adels vor allem in der Politik, der Wirtschaft und der Gesellschaft geprägt. Nach der Revolution 1848/49 wurde zwar unter anderem die Rechtsgleichheit aller im Stephansreich lebenden Menschen sichergestellt, allerdings wurden die Gesetzgebung und die Exekutivgewalt weiterhin von der Aristokratie und dem Grundbesitzeradel gelenkt, die der Meinung waren, dass nur sie allein für die Leitung des Reiches qualifiziert waren. Nur 6% der Gesamtbevölkerung und 12-13% der Magyaren gehörten dem Adel an. Sie wollten Ungarn in eine Demokratie führen, in der jedoch ihre eigene gesellschaftliche und politische Führungsrolle nicht beeinträchtigt wurde. Ein großer Teil des ehemaligen Besitzadels war aber nicht fähig, sich nach der Bauernbefreiung an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse anzupassen. Er

verarmte und verlor seine Besitztümer vollständig oder teilweise. Die schrittweise Verarmung des früheren Mittel- und Kleinadels, auch „Gentry“ genannt, zwang den Mittel- und Kleinadel dazu, eine Anstellung in der ausufernden Bürokratie des Landes zu finden. Sie arbeiteten nun im Gerichtswesen, in den städtischen Magistraten, den Komitatsverwaltungen, und hatten auch Regierungsämter inne. Sie waren im Offizierskorps der Armee, der Gendarmerie sowie der Polizei tätig. In ihrer Bestrebung ihre Lebensweise beizubehalten sowie nicht von ihrer führenden gesellschaftlichen Position weichen zu müssen, belegten sie etwa die Hälfte der in den Ministerien und drei Viertel der in den Komitatsverwaltungen vorhandenen Posten. Im Gegensatz dazu verschmolzen die Bauernadligen nach der Revolution mit den freigesetzten Erbuntertänigen und den freien Bauern zu einer einheitlichen Bauernkaste (vgl. Hoensch 1984:43f.).

Die Städte Ungarns wurden hauptsächlich von nichtmagyarischen Einwanderern, darunter vor allem von Deutschen, aber auch von Tschechen und Juden bewohnt. Die Stadtbewohner lösten sich im 20. Jahrhundert von der Sichtweise der Gentry und entwickelten mit der Zeit ihre eigene bürgerliche Lebensart, Wertvorstellungen und Verhaltensmuster. Sie forderten auch weiterhin eine möglichst große Unabhängigkeit Ungarns von der österreichischen Krone. Auch die städtischen Unterschichten wie die armen Kleinhandwerker, der heruntergekommene Kleinadel und die Industriearbeiterschaft vertraten eine stark antiösterreichische Sichtweise mit einem unbändigen Nationalismus. Zwei Fünftel der Beschäftigten waren Frauen und Kinder. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine starke Urbanisierung, durch die die Landeshauptstadt Budapest, die 1873 durch die Zusammenlegung der Städte Buda (Ofen), Pest und Óbuda (Altbuda) entstanden war, stark wuchs. Jedoch ein Drittel der ungarischen Städte konnte sich nicht über den Status einer typischen Agrarstadt hinaus entwickeln und behielt ihren dörflichen Charakter. Die Mehrheit der Bewohner lebte also weiterhin von der Landwirtschaft (vgl. Hoensch 1984:44ff.).

Während fast alle Grundbesitzer Bauern waren, besaßen sie lediglich 56% der landwirtschaftlichen Nutzfläche, etwa die Hälfte der verwendeten Maschinen und 80% des Viehbestands. Beinahe 10% des Bodens gehörte dem Staat, und über 30% der landwirtschaftlichen Nutzfläche zählte zum weltlichen und kirchlichen Großgrundbesitz, der manchmal den Umfang von deutschen Fürstentümern erreichte.

Die Großgüter waren häufig als unverkäufliche Fideikomnisse organisiert. Aufgrund der festgelegten Erbfolge wurden sie immer an ein männliches Mitglied des Magnatengeschlechts weitergegeben. Im Episkopat kontrollierten der Bischof von Nagyvárad (Großwardein), der Erzbischof von Esztergom (Gran) und der Erzbischof von Kalocsa den größten Grundbesitz, zu dem zehntausende Tagelöhner und Gesinde zählten, die meist vollkommen „abgeschnitten von der Umwelt, als landwirtschaftliche Lohnarbeiter in der hierarchischen Arbeitsorganisation des Großbetriebs lebten“ (Hoensch 1984:47). Diese unproportionale Verteilung der Besitztümer existierte bis zum Jahr 1918 (vgl. Hoensch 1984:47).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verloren viele Grundbesitzer ihre Höfe, einerseits aufgrund der Wirtschaftskrise 1873, die ihre Wirkung ungefähr ein Jahrzehnt lang entfaltete, und andererseits aufgrund der hohen Produktionskosten, die sich auf die Rückständigkeit im Agrarbereich zurückführen ließen. Weiters wirkten sich auch Naturkatastrophen und die weitgehende Vernichtung des Weinbaus durch die Verbreitung der Reblaus negativ auf die Landwirtschaft aus. Aufgrund von verschiedenen staatlichen Hilfsmaßnahmen konnten jedoch viele große Betriebe gerettet werden, während die meisten Klein- und Zwergbauern ins Agrarproletariat rutschten. Ein wesentliches Merkmal für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zum Jahr 1914 war die rasche Entwicklung von Wirtschaft, Industrie und Verkehr. Aus diesem Grund musste Ungarn aber auch mehr zu den gemeinsamen Ausgaben des Habsburgerreiches beisteuern und wurde andererseits nicht mehr so stark finanziell unterstützt. In Ungarn konnte man damals eine Entwicklung zu Großunternehmen beobachten, vor allem in der Nahrungsmittel-, Holz-, Papier- und Lederindustrie (vgl. Hoensch 1984:47ff.).

Auch das Schulwesen war bereits fortgeschritten. Es gab nicht nur eine allgemeine Schulpflicht für alle Kinder zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr sondern auch staatliche Volksschulen neben den vorherrschenden Konfessionsschulen. Da sich Ungarn mittels der so genannten Magyarisierungspolitik bemühte, die ungarische Sprache im öffentlichen Leben einzuführen, wurde der Unterricht in den meisten Volksschulen auf Ungarisch gehalten. In Folge der verbesserten Grundausbildung ging die Zahl der Analphabeten in der Bevölkerung bei denen, die mehr als sechs Jahre zählten, zurück. Ebenso bemühte man sich das Hoch- und

Fachschulwesen zu erweitern. In der ungarischen Nationalliteratur erreichte der nationale Klassizismus einen ersten Höhepunkt, dessen Vertreter beispielsweise Sándor Petőfi, József Eötvös oder János Arany waren. In der Kunst und Kultur entfernte man sich etwas von den österreichischen und deutschen Einflüssen und näherte sich mehr an die französischen und englischen Künstler an (vgl. Hoensch 1984:52ff.).

3.2 Die Rolle der Frau in der Donaumonarchie

In diesem Abschnitt soll die Rolle der Frau im 19. Jahrhundert, ihre Aufgaben und ihre Lebensweise aufgezeigt werden. In diesem Jahrhundert gab es vier soziale Gruppen, die voneinander abgeschirmt lebten. Dies waren die Aristokratinnen, also Damen aus dem Adel und dem Großbürgertum, die zweite Gruppe war die der bürgerlichen Hausfrauen, dann die Dienstmägde und Arbeiterinnen, und schließlich die Landfrauen (vgl. Weber-Kellermann 1991:9). Da es sich in dem Buch, das in dieser Arbeit behandelt wird, hauptsächlich um die zweite Gruppe, also um bürgerliche Hausfrauen handelt, soll hier auch nur das Thema der Rolle dieser Frauen behandelt werden.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begrüßte das weibliche Bürgertum die beginnenden Veränderungen in der Gesellschaft nach der Französischen Revolution besonders freudig. „[D]as autoritär-patriarchale Gesellschafts- und Familienmodell“ (Weber-Kellermann 1991:11) herrschte weiterhin vor. Der Vater bzw. Ehemann als Familienoberhaupt und dessen oftmals grobes Verhalten wurden von den Frauen und Kindern als gottgegeben angenommen und niemals angezweifelt. Der öffentliche Bereich der Politik und des Berufsfeldes war der Bereich, der dem Mann zugedacht war, der in der Gesellschaft als rational und aktiv galt. Allein das Gebiet der Reproduktion wurde den Frauen zugesprochen, denen die Eigenschaften der Passivität und Emotionalität zugeordnet wurden. Der einzige Kontakt zur Außenwelt bestand für die Damen des Hauses lediglich darin, sich ans Fenster zu setzen und die Vorgänge auf der Straße zu beobachten (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:28f.). Bei den verschiedenen Festzügen und Demonstrationen auf der Straße winkten die Frauen oftmals vom Fenster aus und schwenkten Tücher (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:31). Die Frau am Fenster diente

so als „schmückende Kulisse“ (Mazohl-Wallnig 1995:31). Kinder wurden zu Hause unterrichtet, wobei der Unterricht der Mädchen besonders eingeschränkt war. Die Mädchen wurden später häufig Gouvernanten oder Erzieherinnen, denn mehr wurde ihnen in der von Männern dominierten Arbeitswelt nicht zugestanden. Nach der Französischen Revolution zog aber ein frischer Wind in das Leben der Bürgerfrauen, sie erlebten mehr Unabhängigkeit und ein wenig mehr Freiheit in Bezug auf die Erfüllung ihrer eigenen Lebensideale. Die Anfänge ihrer Emanzipation waren bereits zu erkennen. Da die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau sehr streng festgelegt war, wurde dies von der Umgebung lediglich mit kritischem Erstaunen wahrgenommen. Das Einzige, was man einer intelligenten Bürgerfrau zugestand, war, ihren Mann zu unterstützen, jedoch musste sie dabei vollkommen im Hintergrund bleiben. Jene Frauen wollten die aufgrund der Französischen Revolution etwas weiter gefassten Handlungsmöglichkeiten in vollen Zügen genießen, fürchteten sich aber vor der öffentlichen Meinung, die sie nur allzu schnell wieder in ihr gesellschaftliches Korsett zurückzudrängen versuchte. Folglich waren es nur sehr wenige Frauen, die tatsächlich versuchten aus ihrer Rolle auszubrechen. Für den Großteil änderte sich nichts an ihrer Rolle. Die Frauen durften auch weiterhin keine gehobenen geistigen Tätigkeiten leisten und waren auf häusliche Aufgaben beschränkt, da die Männerwelt einerseits der Meinung war, sie seien geistig gar nicht in der Lage, und andererseits fühlten sich die Männer in diesem die Gesellschaft durchdringenden Patriarchat sehr wohl und dachten nicht daran, dies in irgendeiner Weise zu verändern. Weder die Männer noch die Frauen erkannten, dass dieser eventuelle Mangel an geistiger Fähigkeit mit der fehlenden bzw. viel zu geringen Bildung der Frauen in Verbindung stand (vgl. Weber-Kellermann 1991:11; 34f.).

Im Biedermeier entwickelte sich allmählich ein anderer Typ Frau, der seine Erfüllung im Haushalt und im Wohlbefinden der Familie fand. Dieser Frauentyp widmete sich vermehrt dem Putzen des Hauses, der Kindererziehung, dem Kochen und Backen, dem Einmachen und Konservieren sowie dem Nähen und Stopfen. Es kam immer mehr der Begriff des ‚Hausbackenen‘ auf, wobei alles, was von den Frauen selbst hergestellt wurde einen höheren Wert erreichte als gekaufte Dinge. So war die Bürgerfrau in dieser Zeit den ganzen Tag mit dem Haushalt beschäftigt, während ihr vielleicht eine Magd dabei half. In dem seltenen Fall, dass ihr am Ende des Tages noch Zeit übrig blieb, verwendete sie diese für Handarbeiten und sentimentale Lektüre. Die eindeutig

geschlechtsspezifisch zuordenbaren Möbel der Frau waren zu der Zeit vor allem das Arbeitstischchen, ein wichtiges Utensil für die Handarbeit. Dadurch wurde Handarbeit „Bestandteil des über alle gesellschaftlichen Schichten hinwegreichenden Kanons sanktionierter weiblicher Verhaltensweisen der Zeit und eröffnete ein anerkanntes Feld weiblicher Aktivität“ (Mazohl-Wallnig 1995:36). Jedoch mit der Ausdehnung des Produktangebots am Markt wurden das Verarbeiten und Veredeln der Rohstoffe zu Hause eingeschränkt. Den Frauen blieb nun nichts anderes mehr übrig, als sich auf eine persönliche und individuelle Ausarbeitung ihrer Produkte zu konzentrieren. Arbeiten, die ursprünglich von den Dienstboten durchgeführt wurden, wurden jetzt von Frauen aller Stände als Möglichkeit genutzt, sich schöpferisch auszudrücken. Die Handarbeit signalisierte als dekorative Arbeit die Rolle der Frau, die zwar häuslich tätig war, aber trotzdem nicht arbeitete (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:37ff.).

Ein weiteres genderspezifisches Möbelstück der Frau war der Schreibtisch. Dieser wurde jedoch nicht zu arbeitstechnischen Zwecken verwendet, sondern diente eher der künstlerischen und geistigen Verständigung mit der Welt, aber auch mit sich selbst. Er wurde verwendet um darauf Tagebücher oder Briefe zu schreiben, für Lektüre oder auch um zu malen. Die Schreibtische der Frauen unterschieden sich durch einige besondere Merkmale von denen der Männer, sie verfügten über einen Spiegel und eine Stellfläche für Pflanzen. Den Frauen stand also die Möglichkeit offen, den Schreibtisch, aufgrund des Spiegels, auch als Toilettentisch zu nutzen (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:39-42).

Die Hausfrau nahm immer weniger Anteil „an den Interessen des Mannes und der gesellschaftlichen Wirklichkeit“ (Weber-Kellermann 1991:49) und Sparsamkeit war einer der wichtigsten Punkte in dieser Zeit, in der die Rolle der Frau erneut auf die der Hausfrau beschränkt wurde. Alle Tugenden, die für die Hausfrau galten, wurden jetzt automatisch als weibliche Tugenden angesehen. Das Dasein als Hausfrau wurde nun als die einzig mögliche Lebensform der Frau angesehen, während die tüchtige Hausfrau das Prestigezeichen der bürgerlichen Haushalte wurde. Mit diesem neuen Frauenbild war die Männerwelt vollauf zufrieden und konnte der ehemals leicht aufkeimenden Emanzipationsbewegung den Rücken zuwenden. Andererseits rückten durch diese Hausfrauen, die ihre Kräfte jetzt besonders auf den Zusammenhalt der Familie konzentrierten, die einzelnen Familienmitglieder näher zusammen und es kristallisierte

sich ein gewisses Maß an Emotionalität in der Familie heraus, was auch in den bildlichen Darstellungen der Familien zum Vorschein kam (vgl. Weber-Kellermann 1991:49).

Eine der bedeutsamsten Aufgaben der Frauen war es „Wohlstand nach außen zu repräsentieren“ (Mazohl-Wallnig 1995:43). Wohingegen jene Frauen, die gegen das Patriarchat aufbegehrten, als unweiblich, ja eher als Mannweiber gesehen wurden. Wurden die vorgegebenen geschlechtsspezifischen Rollengrenzen durchbrochen, oder wurde zumindest der Versuch unternommen, drohten Konflikte mit den männlichen Vormündern, also Ehemännern und Vätern, sowie wurden diese Frauen von der gesamten Gesellschaft nicht mehr akzeptiert und sozusagen ausgestoßen.

Unterschiedlich wurden jedoch Künstlerinnen, wie Tänzerinnen, Schauspielerinnen oder Sängerinnen gesehen und behandelt. Sie wurden akzeptiert, man war ihnen gegenüber sogar „positiv gesinnt“ (Mazohl-Wallnig 1995:47) während die Texte weiblicher Schriftstellerinnen höchstens belächelt, zumeist verrissen wurden. Die Männerwelt aber auch die übrige Gesellschaft sprach den Frauen lediglich ein Talent in den körperlichen künstlerischen Ausdrucksformen zu, die geistigen wurden den Männern zuerkannt. Die Branchenkollegen erschwerten den Frauen den Weg in die Schriftstellerei indem sie behaupteten, dass diese Arbeit unvereinbar sei mit ihren häuslichen Pflichten (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:44-49).

Die Zeitschriften, die sich ursprünglich nicht an eine spezifisch weibliche Leserschaft wandten, sondern eher an eine allgemeine bürgerliche Leserschaft, schafften mit der Zeit mehr Raum für diese und publizierten geschlechterpolarisierend belehrende schöngeistige „Schilderungen vorbildlicher Frauenleben“ (Mazohl-Wallnig 1995:51), Ratschläge für die Hausarbeit und Tipps für die modische Kleidung (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:51).

Die Erziehung und Ausbildung der Mädchen verbesserte sich jedoch nicht und war weiterhin sehr eingeschränkt. Es gab zwar bereits öffentliche Schulen, jedoch keine Schulpflicht für Mädchen. Die Töchter wohlhabender Bürgerfamilien wurden entweder – genau wie die Söhne - weiter zu Hause unterrichtet oder in Pensionate bzw. Klosterschulen geschickt. Dabei unterschied sich der Unterricht weiterhin von dem der Jungen und bestand hauptsächlich im Unterricht von feinen Handarbeiten, wie zum Beispiel nähen oder häkeln bzw. im Vermitteln der Kenntnisse zur Führung eines

Haushaltes. Die Ausbildung des Verstandes war hier nebensächlich. Ordnung und Sauberkeit waren also das A und O zu dem die Mädchen beinahe militärisch erzogen wurden, wohingegen dieser Punkt in der Erziehung der Jungen als nebensächlich angesehen wurde (vgl. Weber-Kellermann 1991:55)¹. Die Vermittlung von Wissen war also zweitrangig, in erster Linie war das Erlernen von Handarbeiten ein wichtiger Teil der Vorbereitung der Mädchen für ihre Rolle als Frau. Die Mädchen, die eine Ausbildung in einem Pensionat bzw. einer Klosterschule genießen durften, erlebten eine Ausbildung, die beträchtlich mehr Umfang besaß, als die Erziehung zu Hause. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Lehrplan umfassender, und am Ende eines halben Jahres wurde das erlernte Wissen abgeprüft. Die Zöglinge begannen ihre Ausbildung im Alter von sechs Jahren in der Unterstufe. Darauf folgte die Mittelstufe und abschließend die Oberstufe. Jede einzelne der Stufen umfasste mehrere Jahre, was dazu führte, dass die Schülerinnen oft mehr als zehn Jahre in dem jeweiligen Institut verbrachten, das bestrebt war, die Familie zu ersetzen. Einige der unterrichteten Fächer, die sich je nach Kronland leicht unterscheiden konnten, waren die jeweilige Sprache des Kronlandes, Deutsch, Französisch, Religion, Geschichte, Physik, Schönschreiben, Literatur, Naturgeschichte und Handarbeit. In solchen Instituten war die Freizeit der Zöglinge äußerst knapp bemessen, der Alltag unter der Woche wurde vom Unterricht und dem Lernen in der Freizeit dominiert. Auch die Wochenenden hatten üblicherweise einen strikten Aufbau, der unter anderem oft Zeichnen, Klavierspielen und Bewegung auf dem Programm hatte (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:271-276). Der Unterricht unterschied sich von dem der Jungen aber dennoch, so wurde zum Beispiel in Geschichte weniger auf die Schlachten, dafür aber vielmehr auf die Helden, die Künstler und die Dichter eingegangen. Die Mädchen sollten nur über das „Schöne und Gute“ (Mazohl-Wallnig 1995:282) in der Welt unterrichtet werden. Neben dem Unterricht in den Instituten wurden auch Ausflüge, wie etwa in Museen, unternommen. Primäres Ziel dieser Ausbildungsstätten war jedoch nicht die Erwerbstätigkeit der Mädchen; obwohl diese nicht ganz ausgeschlossen wurde. Vorwiegend sollten die Mädchen einfach nur eine vergleichsweise ähnliche, wenn auch von der der Jungen in einigen Punkten abgeänderte, geistige allgemeine Ausbildung erhalten (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:282-286). Die Zulassung von Frauen an Universitäten wurde gesetzlich aber weiterhin

¹ Siehe hierzu auch: Mazohl-Wallnig 1995:270.

untersagt (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:312). Die Mädchen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Matura zugelassen wurden, wurden in dem Sinne benachteiligt, dass sie einerseits diese vor Lehrkräften ablegen mussten, die dem Frauenstudium gegenüber eine ablehnende Haltung einnahmen, und andererseits war der Umfang ihrer Prüfung um ein Vielfaches größer als der der männlichen Schüler (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:329f.).

Durch die schrittweise Erleichterung der Hausarbeit aufgrund der immer größer werdenden Menge an häuslichen Geräten, wurde die Arbeit der Hausfrauen wesentlich erleichtert und sie hatten mehr Zeit. In der Folge wurden im Bürgertum immer öfter anderweitige Betätigungen und eine weniger oberflächliche Erziehung der Frau gefordert, wie auch die Möglichkeit eine erwerbliche Tätigkeit ausführen zu können. Auf diese Forderungen wurde jedoch nicht eingegangen und das primäre Ziel der Mädchenbildung war nach wie vor eine standesgemäße Verheiratung, durch die das Mädchen gut versorgt war. Das bevorzugte Frauenbild war die naive und anspruchslose Kindlichkeit der Frauen, die zur damaligen Zeit bereits ab dem 15. Lebensjahr an Männer verheiratet wurden, die oft doppelt so alt waren und eine gesicherte Position inne hatten. Zumeist wurden sie von der elterlichen Abhängigkeit in die Abhängigkeit eines ihnen unbekanntes Mannes übergeben, der von ihnen zwei Dinge erwartete: Kinder und die Führung des Haushalts. Dabei wurde „unermüdliche Arbeit, Hingebung und Selbstverleugnung“ (Weber-Kellermann 1991:60) als selbstverständlich von der Gesellschaft vorausgesetzt. Für diese Dinge war aus der Sicht der Gesellschaft kein hoher Bildungsstand notwendig. Die Eheschließung bedeutete für ein Mädchen gleichzeitig den Übergang vom kindlichen Dasein zur Erwachsenen. Das zeigt sich ebenfalls in dem Ausdruck „mein Kind“ oder „Fräulein“, den die Männer oft gebrauchten, wenn sie eine unverheiratete Dame, gleich welchen Alters, ansprachen, und die beide den sächlichen Artikel führen, der zudem das Unweibliche bzw. das „Noch-Nicht-Weibliche“ unterstrich. Das höchste Ziel war also eine Hochzeit, wobei der so genannte Brautstand „der begehrteste aller Stände“ (Weber-Kellermann 1991:57) war. Die Hochzeit bedeutete für die Braut allerdings hauptsächlich die Gewährleistung von Versorgung. Nach der Erfindung des Sofas entwickelte sich das Frauenbild der bürgerlichen Frau hin zu einer Dame, die viel Zeit sitzend auf dem Sofa verbringt, frivole Romane liest, und vor sich hinräumt oder schmolzt. Zudem befand sich bald in

jedem Wohnzimmer eines bürgerlichen Haushalts ein Klavier, dessen Handhabung sehr rasch in den Unterricht der Mädchen miteinfluss. Auch der Beruf der Klavierlehrerin war folglich eine Möglichkeit für bürgerliche Frauen. Die wöchentlichen Tee- und Kaffeekränzchen bei befreundeten Familien, die oft vom Klavierspiel der Töchter begleitet wurden, sowie die Tanzstunden, waren die einzigen Abwechslungen für die bürgerlichen Frauen, sowie die erste Möglichkeit für deren Kinder, mit dem jeweils anderen Geschlecht in Kontakt zu treten. Wie das Klavier spielen und das Tanzen, waren auch das Singen und das Zeichnen Teil der gesellschaftlichen Fertigkeiten und wurden unter Beobachtung der Mütter ausgeübt. Während der Vater, als Familienoberhaupt, außer Haus arbeitete, beschränkte sich das Leben der Frauen auf ihr Zuhause. Gerade im Biedermeier prägte sich so das noch lange anhaltende Wunschbild „der fleißigen, freundlichen, kinderreichen“ (Weber-Kellermann 1991:62) und ständig beschäftigten Hausfrau. In der Mode der Frauen – nicht nur der bürgerlichen Frauen – spiegelte sich ihre Zugehörigkeit zur jeweiligen sozialen Schicht wider. Auf diese wurde viel Wert gelegt, um sich zu den anderen, vor allem zu den niedrigeren Klassen, abzugrenzen. Dabei ging die Wahl der Kleider und auch die der Frisuren eher ins Biedere und Konservative (vgl. Weber-Kellermann 1991:56-62).

Alleinstehende Frauen wie Großmütter und Tanten wurden anfangs noch in die kinderreichen Familien integriert und übernahmen einen Teil der Ausbildung der Töchter. Später, als die berufliche Mobilität zunahm, war dies nicht mehr in dem Ausmaß möglich und die Familien verloren an Zusammenhalt. Diese alleinstehenden Frauen waren dann in ihrer Abgeschiedenheit ziemlich einsam, vor allem Witwen hatten es schwer, wenn ihre Ehemänner bereits früh verstorben waren und sie sich – falls es nicht genügend Unterstützung aus der Familie gab – alleine um die Kinder kümmern mussten. Falls Verwandte bereit waren, einige ihrer Kinder bei sich aufzunehmen, wurden diese gänzlich von diesen aufgezogen, was wiederum zu einer Entfremdung der Kinder von ihren Müttern führte (vgl. Weber-Kellermann 1991:63).

Die Kleinbürgerfrauen arbeiteten entweder im Familienbetrieb, als Heimarbeiterinnen oft mit Hilfe einer Nähmaschine, oder waren Hausfrauen und hatten lediglich ihre Kinder, die ihnen beim Haushalt halfen. Die Eheschließung war auch bei den Kleinbürgerinnen – genau wie bei den Großbürgerinnen – Pflicht und sicherte das ihnen zustehende soziale Ansehen in der bürgerlichen Schicht. Die Frauen aus der

kleinbürgerlichen Schicht waren aber nicht allein auf das Führen ihres Haushaltes beschränkt, sondern waren zumeist auch erwerbstätig und hatten auf diese Weise mehr Gelegenheit den zukünftigen Ehemann auf ungezwungener Art kennenzulernen. Sie besaßen einen höheren Aufklärungsstand und verfügten über mehr Lebenserfahrung als die Bürgertöchter, da sie von der Realität weniger abgeschirmt aufgezogen wurden. Bei der Wahl des Ehepartners, der von den Eltern ausgesucht wurde, hatten die Töchter des Kleinbürgertums ebensowenig mitzureden wie die des Großbürgertums. Geheiratet wurde in einem schwarzen Kleid mit weißem Schleier, da das schwarze Kleid zu dieser Zeit – anders als in höheren Ständen – zu jedem Fest getragen wurde. Auch die Kinder des Kleinbürgertums wurden von den Frauen erzogen, wobei hier die Frauen direkt unterrichteten, ohne die Hilfe von Bediensteten. Der Erziehungsstil aber wurde an den des Großbürgertums angeglichen. Die Kinder wurden zu Hause mit Hilfe einer Hebamme geboren, da es als unwürdig galt, dafür ins Spital zu gehen, wo üblicherweise nur Dienstmägde und Arbeiterinnen ihre Kinder gebären (vgl. Weber-Kellermann 1991:149-155).

Obwohl den Kleinbürgerfrauen die Arbeit nicht unbekannt war, wurde Erwerbstätigkeiten nur versteckt nachgegangen um „ein wenig Selbstständigkeit und materielle Beweglichkeit“ (Weber-Kellermann 1991:159) zu erlangen, da es nach wie vor als unschick und nicht dem Stande gemäß galt, als Frau arbeiten zu gehen (vgl. Weber-Kellermann 1991:159).

Auch die Einstellung der Ehemänner hinsichtlich der Dinge, über die sie sich mit ihren Ehefrauen unterhielten, änderte sich nur langsam. Überwiegend galt die Ansicht, dass mit der Frau weder über das Berufsleben und die damit verbundenen Sorgen, noch über die eigenen Interessen gesprochen wurde (vgl. Weber-Kellermann 1991:159f.).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Kreis der erwerblichen Tätigkeiten, in dem sich die Frau bewegen durfte, schrittweise vergrößert. Zu den oben genannten Tätigkeiten, wurden nun auch die der Lehrerin, der Kindergärtnerin, der Hortnerin und der Krankenschwester gezählt. Zusätzlich wurde auch die Ausbildung an den Hauswirtschafts- und Fachschulen erweitert und verbessert. Jedoch änderte sich das Verhalten der meisten nun etwas emanzipierteren Frauen nur langsam. Die meisten fügten sich auch weiterhin in das veraltete, konservative Idealbild einer Bürgerfrau. In den künstlerischen Berufen, wie etwa dem der Harfenistin, waren die Frauen weiterhin

wenig vertreten. Zur Zeit der Jahrhundertwende erweiterte sich das Berufsfeld der Frauen abermals um den Beruf der Büroangestellten, der Kontoristin, der Sekretärin und der Buchhalterin. Durch die sich rasch entwickelnde Industrialisierung und Urbanisierung und die sich dadurch ergebenden Arbeitsplätze in den Büros, sahen die Bürgertöchter keinen Grund mehr zu Hause zu bleiben. Die Zahl der Frauen, die in Handel und Büro beschäftigt waren, verdreifachte sich schnell. So wie zuvor die Nähmaschine, verschaffte jetzt auch die Erfindung der Schreibmaschine den Frauen eine gewisse Autonomie, aufgrund der sie nun ohne Schwierigkeiten in Behörden, Versicherungen, Banken und Fabriken Einzug hielten. Bevor die Schreibmaschine erfunden wurde, war der Beruf der männlichen Sekretäre, die sämtliche Schreibarbeiten schriftlich ausführten, weit verbreitet. Durch die Mechanisierung jener Berufsfelder, die den Umgang mit der Schreibmaschine erforderten, kamen aber immer mehr Frauen zu dieser Arbeit, da sich die Männer oftmals zu schade waren, um Schreibmaschine zu schreiben oder Stenografie zu erlernen. Es bildete sich nun das Berufsbild der Sekretärin, die zusätzlich zu ihrer technischen Organisation, einige hausfrauiche Tätigkeiten wie zum Beispiel Kaffee kochen, das Sauberhalten des Schreibtisches und das Schmücken der Büroräume mit Pflanzen zu ihren Aufgaben zählte. Durch die weiblichen Eigenschaften des Berufes meldeten sich immer mehr Frauen, die zudem mit den guten Heiratschancen, die dieser Beruf mit sich brachte, rechneten. Erst im Ersten Weltkrieg, als die weibliche Arbeitskraft, besonders in der Rüstungsindustrie, von Nöten war, fiel das ursprüngliche Rollenbild der daheim sitzenden untätigen Bürgerfrau und die Einstellung zur Frauenarbeit änderte sich in weiten Kreisen der Gesellschaft zum Positiven. Mit der Fortdauer des Krieges arbeiteten die Frauen in sehr vielen Bereichen und übertrafen schließlich sogar die Zahl der erwerbstätigen Männer. Trotz dieser großen Veränderungen im wirtschaftlichen Sektor, änderte sich innerhalb der Familie nur wenig. Die Aufgaben der Frauen blieben gleich, genauso wie die Erziehung der Mädchen zu Hause und ihre sexuelle Aufklärung. Die Töchter der Firmeneigentümer wurden dem Wohl der Firma geopfert und mit einem Mann verheiratet, der sich für das wirtschaftliche Wachstum des Betriebs einsetzte oder zumindest für den Betrieb vorteilhaft war. Im gesellschaftlichen Rahmen wurde weiterhin an der Etikette und den strengen Prinzipien der Hofgesellschaft festgehalten.

Vor allem Beziehungen zum kaiserlichen Hof zu unterhalten, war das Höchste, besonders für die Damen der Gesellschaft (vgl. Weber-Kellermann 1991:207-213).

Inzwischen gab es eine andere Entwicklung was die Ehe betraf: Die Scheidung wurde nicht mehr als gesellschaftliche Katastrophe angesehen, jedoch war es nicht ganz so leicht sie durchzusetzen, da sie an einige Bedingungen geknüpft war. An der altbekannten patriarchalischen Ordnung in der Familie änderte sich jedoch nichts. Die Frauen mussten in ihren Wirtschaftsbüchern weiterhin jede noch so kleine Ausgabe anführen. Sie mussten für die Ausgaben im Haushalt Sorge tragen, und stets sparsam mit dem Verdienst „des männlichen Verdieners und Versorgers“ (Weber-Kellermann 1991:228) umgehen, in dem Bewusstsein ihr Leben lang materiell abhängig zu sein. Sie blieben unverändert in einer Art Abhängigkeit, die vom Vater zum Ehemann überging. Neben der rechtlichen und politischen Abhängigkeit – ihre Väter bzw. Ehemänner waren stets ihr rechtlicher Vormund, zudem verfügten sie über kein Wahlrecht – konnten sie sich auch in der finanziellen Verwaltung des Haushalts nicht frei bewegen. Das erwirtschaftete Geld der Frauen wurde vollständig zum Haushaltsgeld hinzugerechnet, während der Lohn der Männer nur teilweise in die Haushaltskasse floss, da sie sich einen Teil als Taschengeld zurückbehielten. Die Ungleichheit zwischen den Männern und Frauen wurde auch weiterhin als gottgewollt angesehen und gehörte zur christlichen Weltordnung (vgl. Weber-Kellermann 1991:214-229). Den Männern stand es zu mit Hilfe von Gewalt „die von ihm öffentlich erwartete Dominanz über die Frau zu wahren“ (Mazohl-Wallnig 1995:56f.). Aber auch die Ängste des Mannes davor, dass die Ehefrau seine Freiräume angriff und einschränkte oder auch sein Geld angriff, aber vor allem die Angst, die Frau könnte ihn hauptsächlich aus pekuniären Gründen geheiratet haben, waren Themen, die die Gewaltbereitschaft bei einigen Männern auslöste. Der Mann war nicht nur nach sozialen Maßstäben, sondern auch nach dem Gesetz „der ‚Leiter‘ des Hauswesens“ (Mazohl-Wallnig 1995:57), dessen Pflicht es war, der Ehefrau ihren Anteil seines Vermögens als Unterhalt aufzubringen. Die Pflicht der Ehefrauen war es laut Gesetz, „mit ihm zu wohnen“ (Mazohl-Wallnig 1995:57), ihn beim Haushalt und beim Erwerb zu unterstützen und seine Regeln zu befolgen. Sowohl die häusliche Vorherrschaft als auch die wirtschaftliche Verantwortung für die Familie lagen in den Händen des Mannes (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:56f.).

Die Mehrzahl der Frauen in der Gesellschaft stammte aus dem Groß- bzw. Kleinbürgertum. Zwischen ihnen, wie auch in anderen Schichten, schwelte ein ständiger Konkurrenzkampf um heiratsfähige Männer, aber auch um das Übertreffen der Besitztümer. Gerade unter den Frauen gab es also keine Solidarität (vgl. Weber-Kellermann 1991:228f.).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lösten sich die „ständischen Ordnungen“ (Mazohl-Wallnig 1995:59) allmählich auf, die geregelten und allseits bekannten Kennzeichnungen der ständischen Zugehörigkeit „wie sie [sic] Kleiderordnungen, Titel, Orden etc.“ (Mazohl-Wallnig 1995:59) verschwanden aufgrund von besseren Fertigungsmethoden in der Textilbranche, der Verbesserung des Verkehrssystems und einem beständig erweiterten Marktangebot, das sich an Auswahl und Preis orientierte. In der Folge konnte es sich jede und jeder gegen Bargeld leisten, jede Art von Kleidung zu erwerben. Die Annäherung der Kleidung brachte auch den Wunsch seitens ärmerer Klassen mit sich, es auch in anderen Dingen der bürgerlichen Gesellschaft nachzumachen, wie zum Beispiel bei der Einrichtung oder der Kindererziehung (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:59).

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine Veränderung in der Haushaltsführung, die bisher individuell geführten Haushalte orientierten sich jetzt vermehrt an „außerhäuslichen Kriterien“ (Mazohl-Wallnig 1995:70). Das Haushaltswissen wurde nicht mehr nur von der Mutter an die Tochter weitergegeben, sondern in öffentlichen Kursen, wie etwa Kochkursen, von Frauen an Frauen weitergegeben. Ferner wurde zum Thema Haushaltsführung jetzt auch mehr von Frauen verfasste Literatur veröffentlicht, die aufgrund der erhöhten Nachfrage ihre ersten Erfolge feierte. Das beinhaltete den Vorteil, dass die Hausherrin ihre Fertigkeiten nicht mehr zum Beispiel von ihrer eigenen Köchin lernen musste (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:70).

Der Haushalt wurde nach drei Prinzipien geführt: Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit. In der so genannten Hausväterliteratur² wurde zudem noch der Fleiß genannt, der noch zusätzlich zu den ökonomischen Fertigkeiten gehörte. So wurden die Hausfrauen zum Beispiel dazu angehalten nicht zu viele Konsumgüter zu erwerben, die

² „Im 16. und 18. Jahrhundert vorherrschender Typus landwirtschaftlicher Literatur. Die Hausväterbücher sind zumeist umfangreiche, gelegentlich lexikonartige Werke zur umfassenden Belehrung des Hausvaters, der ein Landgut und dessen Hauswesen bewirtschaften will.“ (Brockhaus 2010a)

Socken so lange zu stopfen, bis man sie wirklich nicht mehr verwenden konnte und Essensreste wiederzuverwerten, obwohl solche ja nicht einmal anfallen sollten (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:111f.). Während den Männern Freizeit zugesprochen wurde, damit sie sich von ihrer Arbeit erholen konnten, gab es diese offiziell aber nicht für die Frauen. Ihre Arbeit wurde als so genannte „Liebestätigkeit“ (Mazohl-Wallnig 1995:128) gesehen, die keinen Anspruch auf Freizeit benötigte. Obwohl gerade die Zeit der Frauen sehr arbeitsintensiv war, da sie sich rund um die Uhr um Kinder, Ehemann, Haushalt, Handarbeiten oder um die Verschönerung der Wohnräume zu kümmern hatten und sie sich kaum vom Heim entfernen konnten (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:128).

Generell waren die öffentlichen und politischen Bereiche den Männern zugeordnet, während die privaten und familiären Bereiche, den Frauen zugesprochen waren. Ab und zu war es den Frauen aber möglich diese Grenzen zu übertreten, zum Beispiel wenn sie als Zuseherinnen bei politischen Veranstaltungen teilnahmen, oder auch aktiv an Revolutionen oder Wahlkämpfen mitwirkten. Sie besaßen sogar ein Stimmrecht, das aber zumeist nicht von ihnen persönlich, sondern von ihren männlichen Vormündern ausgeübt wurde. Politisches Denken und Handeln seitens der Frau wurde als dem Idealbild der Frau widersprechend angesehen, die lediglich dem Mann eine Erholung von den Sorgen und Lasten des täglichen Lebens bieten sollte. Es wurde als eine „Vermännlichung“ (Mazohl-Wallnig 1995:234) gesehen, die unweigerlich zur Auflösung der betroffenen Familien und in der Folge zur Auflösung des Staates führte. Das Wahlrecht hatte jedoch für politisch aktive Frauen keine Priorität, an erster Stelle stand bei ihnen Sozialarbeit und die Verbesserung des Bildungs- und Erziehungswesens (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:233f.). Als die Frauen im Laufe der Zeit schließlich erkannten, dass die private und öffentliche Sphäre doch nicht so strikt voneinander getrennt waren, da sie durch ihren Einfluss auf ihre Kinder und Ehemänner, durch ihr Konsumverhalten sowie durch ihre sozialen Tätigkeiten die Öffentlichkeit beeinflussten, und sie einsahen, dass sie allein von der beruflichen Stellung ihres Ehemannes abhängig waren, die auch nicht immer gesichert war, beschlossen sie, für „eine Verbesserung der Mädchenbildung und einer möglichen daraus resultierenden Berufstätigkeit“ (Mazohl-Wallnig 1995:333) zu kämpfen. Doch so eine Möglichkeit einer verbesserten Schulausbildung, die den Mädchen bzw. Frauen ermöglichen könnte sich persönlich zu entfalten, wurde vom Ministerium „für Cultus und Unterricht“

(Mazohl-Wallnig 1995:331) verneint, da bei bürgerlichen Frauen die Berufstätigkeit nur für eventuelle Notfälle vorgesehen war, das hieß, „wenn sie ihre ‚wahre Bestimmung‘ als Gattin, Hausfrau und Mutter verfehlt hatten, weil sie unverheiratet geblieben waren“ (Mazohl-Wallnig 1995:334). Als die Forderungen der Frauen nach einer verbesserten und umfangreicheren Bildung und Berufstätigkeit für wirtschaftliche Unabhängigkeit stärker wurden, sahen sich die Männer in ihrem Status und in der Beibehaltung ihrer Privilegien bedroht, da zu der Zeit nicht mehr nur Frauen Zugang zu höheren Bildungsstätten einforderten, sondern auch Angehörige unterer Schichten. Die Männer konzentrierten sich nun vermehrt darauf, ihre Vorrechte zu sichern (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:333ff.).

Einer der wenigen möglichen Berufe, die die bürgerlichen Frauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergreifen konnten, war der der Lehrerin. Die weiblichen Lehrkräfte wurden anfangs nur für den Unterricht von Handarbeiten eingesetzt. Konnten bereits die in einer Gemeinde tätigen Lehrer nur schlecht vom Schulgeld leben, so wurden Lehrerinnen noch schlechter bezahlt, da angenommen wurde, wenn sie es sich leisten konnten, einem so schlecht bezahlten Beruf nachzugehen, müssen sie irgendwo eine zweite Einnahme- bzw. Geldquelle besitzen. Die Ausbildung zur Lehrerin ersetzte vielen Frauen die höhere Bildung, zu der sie nicht zugelassen wurden, zudem konnten sie einem Beruf nachgehen, der sie nicht in die vier Mauern ihres Zuhauses zwängte. Lange Zeit war die Ausbildung zur Lehrerin jedoch ungeregelt und nicht so umfangreich wie die ihrer männlichen Kollegen. Die Ausbildung erfolgte demnach durch einzelne Privatpersonen und einige wenige Institutionen. Durch das Staatsgrundgesetz im Jahr 1867 waren in der Theorie alle Staatsbürger vor dem Gesetz gleichgestellt, und die Anstellung eines Lehrers bzw. einer Lehrerin sollte nun unabhängig vom Geschlecht erfolgen. Wie eingangs erwähnt, war dies nur in der Theorie vorgesehen, in der Praxis wurden wie bisher männliche Lehrer bevorzugt. Da es der Staat verabsäumte, staatliche Lehrerinnenausbildungsstätten zu eröffnen, gab es diese vermehrt unter geistlicher Leitung, was eine Katholisierung der Ausbildung zur Lehrerin begünstigte. Da die Lehrerinnenausbildung die höchste Schulform war, die den Mädchen zugestanden wurde, absolvierten sie auch jene Mädchen, die anschließend nicht als Lehrerin tätig werden wollten, aber eine Bildung erlangen wollten, die über die des Bürgerschulniveaus hinausging (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:344-372). Die

weltlichen Lehrerinnen wurden auch weiterhin nicht für den Unterricht wissenschaftlicher Fächer eingesetzt, mit Ausnahme der modernen Fremdsprachen. Auch wurden ihnen keine Leitungsfunktionen übertragen, und für den Unterricht der Knaben wurden sie lediglich für die Unterstufe eingestellt. Die zwei Lehrerinnentypen, der der katholischen Nonne und der der weltlichen Lehrerin, wurden von der Gesellschaft aus den folgenden Gründen akzeptiert: Die eine folgte diesem Beruf aus religiöser Pflichterfüllung und die andere wurde durch ihre „potentielle Mütterlichkeit zu diesem Amt legitimiert“ (Mazohl-Wallnig 1995:381). Während die männlichen Beamten eine beabsichtigte Ehe von der vorgesetzten Dienststelle genehmigen lassen mussten, verloren weibliche Staatsbeamte bei Bahn und Post ihren Posten, wenn sie eine Ehe eingingen. Auch bei den Lehrerinnen war dies durch ihre Nähe zur Religion – aufgrund ihrer Ausbildung – meist die Regel. Der ungerechte Unterschied bei den Gehältern zwischen Lehrern und Lehrerinnen blieb bis zum Ende der Monarchie aufrecht. Das erste öffentliche Amt, das Frauen aus bürgerlichen Familien bekleiden durften, war also das der Lehrerin. Es bot den Familien, die ihre Töchter nicht über Jahre hinweg finanziell versorgen konnten, eine Möglichkeit, diese in einem gesellschaftlich akzeptierten und in Maßen angesehenen Beruf zu wissen. Es ist aber anzunehmen, dass die Frauen, die diesem Beruf nachgingen, sich auch danach berufen fühlten, da dieses Amt den Frauen doch einige Nachteile bot, wie zum Beispiel das Eheverbot oder ein verzögerter Verlauf der Karriere. Mit der Zeit wurde die Definition einer ‚richtigen Frau‘ um den Beruf der Lehrerin erweitert, da ihre Zuwendung zu fremden Kindern als Teil ihrer natürlichen Rolle als Mutter angesehen wurde (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:375-397).

Die Bestimmungen hinsichtlich des Frauenwahlrechts waren in der Zeit nach der Revolution 1848 überaus komplex. Im Allgemeinen gestand man den Frauen zwar ein Wahlrecht zu, aber wenn es konkret dazu kam, dass eventuell eine Frau persönlich wählen wollte, wurde dies durch verschiedene unübersichtliche Regelungen im Gesetz dennoch verhindert. Einkommen und Besitz waren entscheidend für die Stimmabgabe, wollte jedoch eine Frau ihre Stimme persönlich abgeben, wurde sie darauf verwiesen, dass sie dies nur durch ihren männlichen Vormund, das heißt, durch ihren Ehegatten, Vater usw. vornehmen lassen durfte. Auch geschiedene Frauen, Witwen oder noch nicht Verheiratete mussten sich durch einen solchen Vormund vertreten lassen. Umgekehrt

war es ausgeschlossen, dass sich Frauen zu einer Wahl aufstellen ließen (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:236f.). Das allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht, das für alle Staatsbürger ungeachtet des Geschlechts gleichermaßen galt, wurde erst im folgenden 20. Jahrhundert eingeführt (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:260).

Die Abgeschiedenheit der Frau vom öffentlichen Leben drängte immer mehr Frauen dazu, Mitglied in einem Frauenverein zu werden. Neben einer gewissen Autonomie und Freiheit, bot die Teilnahme an einem Verein der Frau auch ein Stück weit die Teilnahme am öffentlichen Leben. Die Tatsache, dass ihre Bestimmung die der Ehefrau und Mutter war, und ihr von den Männern die Eigenschaften „der Weichheit, Emotionalität, Kraftlosigkeit [und] Wankelmütigkeit“ (Mazohl-Wallnig 1995:126) unterstellt wurden, worauf wiederum ihre materielle und rechtliche Abhängigkeit nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch im Gesetz begründet wurde, und sie lange Zeit keine Ausbildung machen durfte, und dass sie allein durch ihre Geburt in dieses Schicksal gedrängt wurde, ergaben sich die Frauenvereine oft als einzige Möglichkeit, sich auf irgendeine Art und Weise in der öffentlichen Sphäre zu bewegen. Die Frauen mussten daher auch die dafür notwendigen Verhaltensweisen neu erlernen, da sie bisher immer gewohnt waren, nur für ihre Familie da zu sein. Sie lernten die eigenen Interessen mitzuteilen und sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen, um für diese Ziele einzutreten. Sie erfuhren sich selbst in der Rolle von Organisatorinnen, als Führungspersönlichkeiten oder auch als eigenständige Verwalterinnen finanzieller Mittel. Im Zuge der Vereinsarbeit lernten sie auch die „Mechanismen des politischen Lebens“ (Mazohl-Wallnig 1995:127) kennen. Da der Bildungsstand der Frauen „so mittelmäßig und eingegrenzt“ (Mazohl-Wallnig 1995:128) war, beschränkten sich die Gesprächsthemen auf die täglichen Ereignisse. Die Vereine mussten sich erst um die Entstehung von Ausbildungsstätten für Mädchen und Frauen kümmern, die die Voraussetzung für eine Verbesserung der eigenen Lage in der Gesellschaft waren. Als Folge ihrer Gewohnheit, für andere da zu sein, stand anfangs in ihren Forderungen für Mädchenerziehung an Stelle der Förderung der individuellen Qualifikationen, lediglich die Ausbildung der Fähigkeit, sich um andere zu kümmern (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:126-129).

Unter anderem kamen jene Frauen zu den Vereinen, die nach den gesellschaftlichen Vorstellungen ihre Bestimmung Mutter, Ehefrau und Hausfrau zu

sein, „verfehlt“ (Mazohl-Wallnig 1995:130) hatten. Die Frauenvereine gaben den Frauen die Möglichkeit, ihrem Leben Sinn zu verleihen, einen Sinn, den sie selbst subjektiv bestimmten. Zudem erhielten sie für ihre diversen Tätigkeiten im Verein eine gewisse Wertschätzung durch die Gesellschaft, was ihnen das Gefühl gab, nicht mehr den Status der überflüssigen, wertlosen Frau inne zu haben. Jene Frauen, die wohlhabender waren, deren Haushalt von Bediensteten geführt wurde, und die auf diese Weise nur noch eine dekorative Rolle spielten, lernten sich neu einzuschätzen und sich wieder wertvoll, als ein wichtiges Mitglied der Gesellschaft zu fühlen. Der Entschluss zur Vereinstätigkeit oder sogar zur Vereinsgründung bedeutete für diese Frauen ein Überwinden der ihnen vorgegebenen bürgerlichen Schranken, zuerst als Mitglied einer reagierenden sozialen Einrichtung, später bereits auch in der Formulierung und Durchsetzung der eigenen Forderungen (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:130f.).

Die Frauenbewegungen bemühten sich weniger um die Auflösung der Geschlechterdifferenz, als vielmehr um ihre Beibehaltung. Die Frauen sollten in der sich schnell verändernden Arbeitsteilung in der Gesellschaft einen angemessenen und für sie eigenen Bereich finden, in dem nur sie tätig wurden (vgl. Zimmermann 1999:11f.). Im Zuge der bürgerlichen Revolution im Jahr 1848 forderte eine Gruppe Pester Mädchen „die Teilhabe auch der Frauen an der bürgerlichen Gleichheit“ (Zimmermann 1999:19). Der kurze Zeitraum der Revolution war jedoch durch die Ignoranz gegenüber der ohnehin zurückhaltenden Versuche der weiblichen Seite ein politisches Mitspracherecht zu erlangen, geprägt. Sie wurden als Patriotinnen gesehen, die ihre Männer im Kampf um die Befreiung der ungarischen Nation unterstützten. Jedoch ab den 1860er Jahren, als insbesondere durch den Ausgleich von 1867 für den Wirtschaftsliberalismus Rahmenbedingungen vorherrschten, die politisch und staatsrechtlich stabil waren, setzten sich die Frauen vermehrt gegen die ungerechten Verhältnisse in der schulischen und gewerblichen Ausbildung und die Erwerbsmöglichkeiten betreffend ein. Es entwickelte sich bald eine „organisierte Frauenbildungs- und Frauenerwerbsbewegung“ (Zimmermann 1999:23), die publizistisch und gesellschaftlich sehr aktiv war. Die Aktivistinnen trafen bei ihrer Arbeit oft nicht nur auf die allgemeine Abwehr der Männer, sondern auch auf die Missbilligung von Geschlechtsgenossinnen, die sich anscheinend ohne große Probleme mit ihrer typischen Frauenrolle abgefunden hatten und sich möglicherweise nichts

anderes vorstellen konnten (vgl. Zimmermann 1999:19-47). Im Jahr 1895 erteilte „der ungarische Religions- und Bildungsminister“ (Zimmermann 1999:139) schließlich mit einem Erlass die Erlaubnis, dass Frauen zu pharmazeutischen, medizinischen und philosophischen Studiengängen zugelassen wurden. Dieser Erlass barg jedoch immer noch einige Hürden, die den Frauen einen barrierefreien Zugang zu den Universitäten nicht erlaubten. Auch bei den wenigen für Frauen geöffneten Studiengängen existierte weder eine Geschlechtergleichheit noch ein prinzipielles Recht für Frauen auf das Studium an einer Universität. Für Frauen galten besondere Voraussetzungen um für eines der oben genannten Studien zugelassen zu werden, außerdem handelte es sich beim Erlass um kein Gesetz, das ihnen eine gewisse rechtliche Sicherheit geboten hätte (vgl. Zimmermann 1999:139ff.).

Im Unterschied zu anderen Ländern waren die Frauen in der ungarischen Reichshälfte des Habsburgerreiches in Bezug auf das eheliche Vermögensrecht etwas besser gestellt. Frauen durften einerseits über das Vermögen frei verfügen, das sie in die Ehe eingebracht hatten, außerdem auch über jenes Vermögen, das sie ohne Gegenleistung während der Ehe erhalten hatten, weiters über den Wertzuwachs ihres Besitzes, der sich von selbst einstellte. Darüber hinaus konnten sie frei über die Gegenstände entscheiden, die zu ihrer persönlichen Aussteuer gehörten. Hinzu kam, dass im Falle des Ablebens ihrer Ehemänner sie „die Hälfte des in Güter bzw. Errungenschaftsgemeinschaft erworbenen Vermögens“ (Zimmermann 1999:302) bekamen. Ende des 19. Jahrhunderts, als die standesamtliche Eheschließung eingeführt wurde, war in der ungarischen Reichshälfte außerdem die Möglichkeit gegeben, eine staatliche Ehescheidung zu veranlassen. In der österreichischen Reichshälfte dauerte es noch länger, bis die Ehescheidung ermöglicht wurde. Die Scheidungsgründe, die angeführt werden konnten und außerdem geschlechtsneutral behandelt wurden, waren unter anderem Trachten nach dem Tod des Ehepartners oder der Ehepartnerin, schwere Misshandlung, Ehebruch oder „Verlassen des Ehepartners [oder der Ehepartnerin] ohne gerechten Grund“ (Zimmermann 1999:302). Während verheiratete Frauen ihre Volljährigkeit bereits mit der Eheschließung erreichten, egal, in welchem Alter sie dabei waren, erfolgte dies bei unverheirateten Frauen erst an ihrem 24. Geburtstag. Mit der Erlangung der Volljährigkeit erwarben sie gleichzeitig ihre formale Rechts- und Geschäftsfähigkeit. Doch wenn Ehefrauen Geschäfte beschlossen, galten diese als im

Namen ihres Ehemannes abgeschlossen. Die ehelichen Kinder unterstanden dem Vater, sofern er nicht verstarb oder es eine Ehescheidung gab. In diesem Fall wurde die Mutter Vormund. Bei außerehelichen Kindern entschied der Mann, ob er das Kind anerkannte und somit „in ein rechtliches Verhältnis“ (Zimmermann 1999:303) mit dem Kind trat. In diesen Fällen oblag der Mutter die Vormundschaft. Erkannte der Vater das Kind jedoch nicht an, hatte die Mutter nur mehr die Möglichkeit eine eventuelle Zahlung von Alimenten erzwingen zu lassen. Laut Gesetz gab es drei Status-Möglichkeiten unehelicher Kinder. Erstens konnte ein Kind gesetzlich anerkannt werden und vollständig als eheliches Kind gelten, zweitens konnte es vom Vater aus freien Stücken anerkannt werden, und drittens – bei Nichtanerkennung – galt es als illegitim und nicht verwandt mit dem Vater (vgl. Zimmermann 1999:302-315).

Abschließend ist zu sagen, dass die Rolle der Frau im Laufe des 19. Jahrhunderts im Großen und Ganzen gleich geblieben ist, obwohl es einige fortschrittliche Entwicklungen gab. Die Weiterentwicklung des Frauenbildes war stark vom wirtschaftlichen Fortschritt abhängig, wobei sich innerhalb der Familien kaum etwas änderte. Da die Frauen von klein auf in ihre Rolle hineinerzogen wurden, besaßen die meisten kein Bewusstsein für ihre Lage und waren wohl zufrieden mit ihrer Stellung in der männlich dominierten Gesellschaft. Während sie – auch durch ihre Erziehung – nicht über niedrigere Stände nachdachten, malten sie sich das Landleben, gegen jede Realität, in romantisch bunten Farben aus. Erst zur Jahrhundertwende ereignete sich eine erste Annäherung der verschiedenen Stände aufgrund der neuen beruflichen Möglichkeiten. Zu diesem Zeitpunkt begann der Wandel im Bewusstsein der Frauen in Richtung einer emanzipatorischen Denkweise (vgl. Weber-Kellermann 1991:228f.).

4 Hintergrundinformationen zum Werk

4.1 Der Autor – Dezső Kosztolányi

Dezső Kosztolányi wurde 1885 im heutigen Subotica in Serbien, damals Szabadka, geboren und studierte in Budapest und Wien Literaturwissenschaft. Später schrieb er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem auch für die Zeitschrift *Nyugat*, die zur damaligen Zeit in der literarischen Moderne Ungarns eines der bedeutendsten literarischen Foren war. Später reiste er nach Italien, Deutschland und Frankreich und lernte Thomas Mann kennen. Nebenbei beschäftigte er sich mit Sigmund Freuds Werk. Er erlebte den Durchbruch mit den beiden Romanen *Lerche* (1924) und *Anna Édes* (1926), deren Übersetzung ins Deutsche sehr schnell erfolgte. Seit 1907 sind zahlreiche Gedicht- und Novellenbände erschienen. Kosztolányi, dessen Grundeinstellung bürgerlich bis konservativ war, war jedoch nicht nur Schriftsteller, sondern auch Übersetzer der Sprachen Französisch und Englisch. Einige bekannte Autoren, die er ins Ungarische übersetzte, waren Shakespeare, Wilde, Goethe und Büchner. 1930 wurde er zum Präsidenten der internationalen Schriftstellervereinigung PEN-Club in Ungarn gewählt. 1933 wurde der Novellenzyklus *Kornél Esti* veröffentlicht, der sowohl 2004 als auch 2006 in deutscher Sprache erschienen ist. Als einer seiner Bewunderer gilt Péter Eszterházy, der ihn als „größter ungarischer Schriftsteller“ (Kosztolányi Dezső 2007, Klappentext) würdigte. Dezső Kosztolányi verstarb 1936 in Budapest (vgl. Kosztolányi Dezső 2007, Klappentext).

Kosztolányis Werke, die in deutscher Sprache erschienen sind, sind unter anderen: *Lerche* (1927, 1970, 1976, 2007), *Nero* (1990), *Der goldene Drache* (1999), *Anna Édes* (1929, 1976, 1999), *Ein Held seiner Zeit* (2004, 2005) und *Die Abenteuer des Kornél Esti* (2004, 2006, 2007) (vgl. Katalog der Deutschen Nationalbibliothek).

4.2 Inhaltsangabe

Lerche spielt während der Donaumonarchie in einer fiktiven ungarischen Provinzstadt namens Sárszeg, im September des Jahres 1899. Ákos Vajkay und seine Frau leben gemeinsam mit ihrer Tochter „Lerche“, wie sie sie zärtlich nennen, die ihren gemeinsamen Haushalt führt. Da Lerche nicht gerade ansehnlich ist und außerdem ein Mauerblümchen, hat sie keinen Ehemann gefunden und das heiratsfähige Alter bereits überschritten, was ihren Eltern große Sorgen bereitet. Die drei leben ein ruhiges, zurückgezogenes Leben, in dem ein Tag dem anderen gleicht. Eines Tages nimmt sie die Einladung von Verwandten an und fährt für eine Woche zur Erholung aufs Land. Zunächst erscheint den Eltern das Leben ohne ihre geliebte Tochter leer und sinnlos, doch allmählich beginnen sie sich mit jedem Tag ein bisschen mehr aus ihrem zurückgezogenen Leben zu lösen und genießen vorsichtig wieder das Leben in der Gesellschaft. Bisher hat Lerche immer für sie gekocht, jetzt gehen sie ins Restaurant und besuchen die Oper. Die beiden öffnen sich wieder für das bewegte Kleinstadtleben. Der Vater, ein pensionierter Archivar und Heraldiker, widmet sich wieder seiner alten Leidenschaft, dem Tarockspiel mit Freunden. Während dieser Zeit verbringt Lerche eine wenig freudvolle Zeit bei den Verwandten, schreibt jedoch in ihrem Brief an die Eltern, dass sie sich sehr amüsiert. Ihre Eltern erfreuen sich so sehr an ihrem ‚neuen‘ Leben, dass sie sich uneinig sind, ob sie sich darüber freuen sollen, dass ihre geliebte Lerche nach einer Woche wieder nach Hause kommt, und alles wieder in den alten alltäglichen Trott verfällt.

Dezső Kosztolányi schildert auf ironische Art und Weise die Wandlung der Daheimgebliebenen, ihr Aufblühen. Die Eltern stellen fest, wie groß die Belastung der eigenen Tochter für sie mittlerweile ist, aber dennoch können sie den Tag ihrer Heimkehr kaum erwarten.

4.3 Hintergrund, Sprache und Identität im Werk

Nach außen erscheint *Lerche* eine Erzählung zu sein, die sich mit der Zeit zu ihrem Höhepunkt weiterentwickelt, und schließlich in der Lösung mündet. In den Kapitelüberschriften der Originalausgabe von 1924 lässt sich die Ironie bezüglich der gesamten Geschichte erkennen. Die Hauptfigur ist nicht die Tochter, nach der die Erzählung benannt ist, sondern die Eltern und ihre Entwicklung bzw. ihre ‚Befreiung‘ in dieser einen Woche. Vor allem spielt jedoch der Vater in seiner schweren seelischen Krise die wichtigste Rolle. In seiner Freizeit erforscht er die Genealogie und Wappen der großen ungarischen Familien. Auch seine Ahnen und die seiner Frau hat er bereits genau archiviert. Er trifft sich nicht mehr im Kasino um mit den anderen Herren der Stadt Tarock zu spielen und vergräbt sich zu Hause wie ein alter Mann, der nur noch auf seinen Tod wartet.

Zu Beginn der Woche ohne *Lerche* zählen die Eltern die Tage, bis sie wieder zurückkommt. Die Zeit ohne ihre Tochter erscheint ihnen vollkommen leer, öde und sinnlos. Aber die Zeit, die sie bis zur Abfahrt der Tochter in die Ferien miteinander verbringen, scheint still zu stehen und erst nachdem *Lerche* nicht mehr da ist, fängt die Zeit an, sich zuerst langsam und dann immer schneller fortzubewegen, wie ein Zug. Wie der Zug, mit dem *Lerche* fortgefahren ist. Auch die Provinzstadt Sárszeg scheint eine ‚tote‘ Stadt zu sein. Der Alltag hat dort ein ständig gleichbleibendes Muster, nach dem jeder Tag abläuft.

Im Laufe der Erzählung werden den Leserinnen Einblicke in die Sichtweisen und Gedankenwelten der beiden Elternteile, vor allem aber des Vaters, gewährt, da die Erzählweise der Geschichte immer wieder zwischen den Blickwinkeln der beiden Hauptfiguren wechselt. Kosztolányi hebt die besondere Rolle des Vaters hervor, der hier die eigentliche Hauptrolle spielt, indem er das Geschehen zumeist aus seiner Sicht darstellt, obwohl dabei niemals in der Ich-Form erzählt wird. Der Erzähler bleibt immer distanziert von den Romanhelden.

Lerches Eltern ähneln zum Teil den Eltern von Kosztolányi, sowie *Lerche* der jüngeren Schwester des Schriftstellers entspricht. Sárszeg ist hier das Korrelat zur Geburtsstadt Kosztolányis, Szabadka.

Lerche beschreibt die Lebenslüge zweier Eheleute, die sich vormachen, dass ihr einziger Lebenssinn ihre Tochter ist, für die sie ihr gesamtes Leben in den Dienst ihrer Liebe und Hingabe stellen, während sie jedoch immer stärkere negative Gefühle für sie und ihr gemeinsames Leben entwickeln und sich von ihr loslösen möchten. Sie gaben ihrer Tochter den Kosenamen ‚Lerche‘, weil sie früher gerne sang. Jetzt war sie allerdings bereits 35 Jahre alt und hässlich.

Zu Beginn der Erzählung scheint es, als würde alles aus dem außenstehenden Blickwinkel des Autors erzählt, wobei sich später herausstellt, dass dies eigentlich die innere Betrachtungsweise der einzelnen Personen ist.

Während der einen Woche ohne ihre Tochter versuchen die Eltern immer wieder aus ihrem alten Leben auszubrechen. Dies zeigt sich zum Beispiel als Ákos spätnachts betrunken vom Tarockspiel aus dem Kasino heimkehrt und sich seiner Frau gegenüber über ihr gemeinsames ödes Leben auslässt. Der betrunkene Zustand und die späte Stunde wären beides undenkbar gewesen, wenn Lerche bei ihnen gewesen wäre. Hier gibt sich in einem kurzen Augenblick die Wahrheit im Leben der beiden zu erkennen. Seit vielen Jahren haben sie sich nicht mehr in der Gesellschaft bewegt, seit dem Zeitpunkt, als sie begannen, sich für das hässliche Aussehen ihrer Tochter zu schämen und die Bewohner der Kleinstadt auch entsprechend auf dieses Aussehen reagierten. Jetzt möchten die beiden diese Jahre am liebsten nachholen und wieder etwas erleben.

Am Tag nach dem Kasinoabend hält der Herbst Einzug in die Kleinstadt, als wäre das eine Folge dieses kurzen Einblicks in die Wahrheit. In dieser Woche ist zwar einiges passiert, aber als Lerche wieder zurückkommt, verläuft alles wieder in seinen alten Bahnen, es hat sich nichts geändert. Am Ende sind sich die Eltern bewusst, dass sie eine hässliche Tochter haben, die sie niemals mehr an einen Mann ‚loswerden‘ können. Sie hassen sie und lieben sie und vor allem wissen sie, dass es ihr Schicksal ist, nach der Heimkehr ihrer Tochter wieder in das alte, langweilige und leere Leben zurückzukehren und ihr zu Liebe auf alle Freuden des Lebens zu verzichten, und dass sich daran bis zu ihrem Tod nichts mehr ändern wird. Ihre Tochter hat außer ihnen niemanden, es ist ihre moralische Pflicht, sie nicht im Stich zu lassen und geduldig bis zum Ende auszuharren. Denn die Einhaltung dieser moralischen Pflicht ist ihnen wichtiger als alle gesellschaftlichen Freuden, die ihnen in der Kleinstadt geboten

werden könnten. Sie sorgen sich auch sehr darum, was aus Lerche wird, wenn sie einmal nicht mehr sind.

4.4 Der Übersetzer – Heinrich Eisterer

Heinrich Eisterer wurde 1960 in Wien geboren, wo er aufwuchs und später Germanistik und Finno-Ugristik studierte. Er beendete die Übersetzer- und Dolmetscherausbildung mit den Sprachen Ungarisch und Französisch. Seit 1998 arbeitet er als freiberuflicher Übersetzer und lebt abwechselnd in Wien und in Ungarn. Aus dem Ungarischen übersetzte er unter anderem von Péter Lengyel *Ziegelbruch* (1999), von László Darvasi *Die Legende von den Tränengauklern* (2001) und *Eine Frau besorgen* (2003), von Imre Kertész *Schritt für Schritt* (2002) und von Péter Nádas *Der eigene Tod* (2002) (vgl. www.literaturuebersetzer.de).

Heinrich Eisterer erhielt den Österreichischen Staatspreis für literarische Übersetzung 2009 (vgl. <http://www.bmukk.gv.at/ministerium/vp/20100202.xml>).

5 Übersetzungskritik

5.1 Die Feststellung der Translatfunktion

Lerche wurde zum ersten Mal 1927 von Stefan J. Klein ins Deutsche übersetzt und erschien im Merlin-Verlag Heidelberg. 1970 wurde der Roman vom Reclam Verlag Leipzig erneut herausgegeben, diesmal wurde er von Klaus Schmuck übersetzt. 1976 kam die 2. Auflage heraus. Christina Viragh übersetzte den ungarischen Roman 2007 für den Manesse-Verlag München mit einem Nachwort von Péter Esterházy. Die in der vorliegenden Arbeit verwendete Übersetzung von Heinrich Eisterer ist ebenfalls aus dem Jahr 2007 und erschien im Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main mit einem Nachwort von Ilma Rakusa. In dieser Arbeit wird das ungarische Werk, das 2005 durch den Európa Verlag in Budapest publiziert wurde, verwendet. Das ursprüngliche Werk wurde 1924 im Verlag Athenaeum Irodalmi és Nyomdai Rt. herausgegeben (vgl. www.wikipedia.hu 2010c). Das Buch der deutschen Übersetzung von Heinrich Eisterer ist ein Hardcover bestehend aus insgesamt 223 Seiten. Die eigentliche Übersetzung reicht bis zur Seite 205, danach folgt ein Nachwort von Ilma Rakusa, einer Schriftstellerin, Übersetzerin (Französisch, Russisch, Serbokroatisch, Ungarisch) und Publizistin (*Die Zeit, Neue Zürcher Zeitung*), bis zur Seite 216. Am Ende fügt der Übersetzer Anmerkungen hinzu, die zu einzelnen Personen im Text bzw. zu Feierlichkeiten kurze Erklärungen geben. Er schließt mit einer kurzen bibliografischen Notiz. Im hintersten Teil des Buches findet sich eine Liste der ebenfalls im Suhrkamp-Verlag herausgegebenen Werke.

Der Übersetzer, Heinrich Eisterer, hat sich für die deutsche Entsprechung des ungarischen Titels ‚Lerche‘ entschieden. Aufgrund des Titels können sich die Leserinnen, falls sie sich nicht vorher über das Buch informiert haben, jedoch kein Bild vom Inhalt der Erzählung machen. Alles, was sie erfahren, ist der Name eines Singvogels, der womöglich mit einem Charakter in der Erzählung zu tun haben könnte.

Am Rückentext ist unterhalb der Band-Nummer des Buches, 1423, ein Auszug aus der Übersetzung zu lesen, der gleichzeitig das Verhalten der Menschen in der Kleinstadt gegenüber Lerche skizziert, und von dem man ein wenig auf ihr Äußeres schließen kann. So heißt es hier:

Auf der Terrasse des Café Széchenyi saßen die Leute nachmittags beim Mokka, sie blickten von ihren Zeitungen auf und sahen Lerche an. Nicht respektlos, sondern wie es sich gehörte. Mit einer gewissen wohlwollenden, aschgrauen Sympathie, die von innen rot mit Schadenfreude gefüttert war. (Kosztolányi 2007)

Im vorderen Klappentext gibt es eine kurze Inhaltszusammenfassung mit einem kurzen Lob an den Autor. Der hintere Klappentext gibt einen kurzen Überblick über Kosztolányis Biografie. Darunter findet sich eine kurze Notiz, die den Designer des Buchumschlages nennt, nämlich Willy Fleckhaus.

Das Buch ist in einen Kartonumschlag eingebunden, der hauptsächlich weiß ist und durch einen gelben Streifen etwas unterhalb der Mitte in zwei weiße Flächen geteilt wird. Nimmt man den Einband ab, so hält man ein vollständig gelbes Buch in der Hand, was eventuell auch damit assoziiert werden könnte, dass sich die Situation Lerches mit steigendem Alter verschlimmert und die Ächtung seitens der Gesellschaft immer größer wird. Die Farbgebung des Buches, weiß und gelb, kann darauf zurückgeführt werden, dass gemäß der Online-Enzyklopädie Brockhaus (Brockhaus 2010b) Gelb unter anderem auch negativ besetzt ist, und die Farbe der Geächteten symbolisiert. Weiß symbolisiert laut Brockhaus das Licht und die Reinheit, die Unschuld und die Sündlosigkeit. Daraus kann man schließen, dass beide Farben als Symbol für Lerche gelten, die sowohl eine tugendhafte und brave Frau ist, was durch die Farbe Weiß symbolisiert wird, als auch eine von der Gesellschaft ausgestoßene und nicht geachtete Person, da sie in ihrem Alter noch nicht verheiratet ist, was wiederum durch die Farbe Gelb ausgedrückt wird.

Der Suhrkamp Verlag GmbH & Co. KG veröffentlicht vorwiegend Bücher deutscher und internationaler Belletristik, wie etwa Werke von Franz Kafka, Octavio Paz, Samuel Beckett oder Bertolt Brecht. Er führt aber auch zahlreiche wissenschaftliche Titel in seiner Liste. Er richtet sich hauptsächlich an anspruchsvolle Leser, die sich für Weltliteratur interessieren. Der Verlag wurde 1950 gegründet und hat seinen Sitz in Frankfurt am Main. Er besteht aus einer ganzen Verlagsgruppe, die neben *Suhrkamp* den *Insel Verlag*, den *Deutsche Klassiker Verlag*, den *Jüdischen Verlag*, den *Verlag der Weltreligionen* und den hauseigenen *Theaterverlag* umfasst (vgl. www.suhrkamp.de).

Das Translat sieht nicht nur jene Leserinnen als Zielpublikum, die ein gutes Buch zur Unterhaltung lesen möchten, sondern vor allem jene, die Einblicke in die

ungarische Kleinstadt-Gesellschaft der Donaumonarchie gewinnen möchten, ihre Konventionen kennenlernen und sich ein Bild davon machen möchten, wie schwer es damals wog, wenn eine Tochter nicht verheiratet werden konnte. Die Rolle der Frau in der damaligen Zeit ist hier Hauptthema. Das Buch beleuchtet das Verhalten der Gesellschaft in Bezug auf die Situation von Lerche. Es zeichnet vor allem die Tragödie der Eltern, die ihre Lebensweise in der Kleinstadt aufgrund der hässlichen Tochter ändern müssen. Die Leserinnen brauchen keine besonderen Vorkenntnisse um das Translat zu verstehen, es ist jedoch von Vorteil, ein wenig über die Rolle der Frauen von damals zu wissen, um manche Denk- bzw. Handlungsweisen besser nachvollziehen zu können.

5.2 Die Feststellung der intratextuellen Translatkohärenz

Beispiel 1a)

Beispiel 1a zeigt einen Ausschnitt des ersten Kapitels, das die Charaktere und die Umgebung der Erzählung beschreibt. Jedes Kapitel wird dabei mit einer einleitenden Zusammenfassung des jeweiligen Kapitels in kursiver Schrift begonnen, wodurch die Leserin bereits im Voraus in etwa weiß, wovon das folgende Kapitel handeln wird.

Der Textausschnitt beschreibt wie Ákos und seine Frau gerade den Koffer ihrer Tochter packen, bevor diese für eine Woche zu Verwandten fährt. Dabei werden der Ort, der Wochentag, das Datum, das Jahr und die Uhrzeit genauestens angegeben, damit sich die Leserin in die Zeit der Erzählung einstimmen kann. Der Kofferinhalt wird beschrieben, und ebenso das einst prachtvolle Gut der Verwandten, das im Grunde bereits ziemlich verfallen ist.

1

ERSTES KAPITEL

*(in dem der Leser zwei alte Leute und ihre Tochter,
den Abgott ihres Lebens, kennenlernt und von einem
umständlichen Ausflug in die Puszta erfährt)*

5

- Auf dem Sofa im Speisezimmer lagen Reste von nationalfarbenen Bändern, Bindfäden, Papierschnipsel und eine zerfledderte Nummer der Lokalzeitung, auf deren Titelseite in dicken
- 10 Balkenlettern zu lesen war: *Sárszegi Mitteilungsblatt, 1899.*
 Im strahlenden Sonnenlicht zeigte der Wandkalender neben dem Spiegel Monat und Tag an: *Freitag, der 1. September.*
 Die Pendeluhr, deren Messingpendikel den endlos scheinenden Tag in kleine Stücke hackte, verkündete in ihrem mit
- 15 Holzschnitzereien reichverzierten gläsernen Haus, wie spät es war: $\frac{1}{2}$ I.
 Im Speisezimmer packten Vater und Mutter.
 Sie rangen mit einem schäbigen Koffer, ließen noch den Staubkamm in das leinene Seitenfach gleiten, dann gurteten sie ihn
- 20 zusammen und stellten ihn auf den Boden.
 Da stand er nun reisebereit, bis zum Platzen gefüllt mit allem Nötigen, auf beiden Seiten gewaltig ausgebaucht, wie eine Katze, die bald neun Junge wirft.
 Nur im Reisekorb auf dem Tisch war noch einiges unterzubringen:
- 25 Spitzenhöschen, Bluse, Pantoffeln, Schuhknöpfer, von ihrer Tochter schon vorsorglich bereitgelegt.
 »Die Zahnbürste«, sagte der Vater.
 »Sieh an, die Zahnbürste«, nickte die Mutter, »fast wäre die Zahnbürste daheimgeblieben.«
- 30 Kopfschüttelnd eilte sie auf den Korridor hinaus, von dort ins Mädchenzimmer zum emaillierten Blechwaschtisch, um die Zahnbürste zu holen.
 Der Vater tätschelte die Sachen noch einmal, streichelte sie zärtlich, damit sie sich enger aneinanderlegten.
- 35 Sein Schwager, Béla Bozsó, der ältere Bruder seiner Frau, hatte sie schon öfter eingeladen, den Sommer auf dem Gut in Tarkó zu verbringen.
 In der Mitte dieses nicht sehr ausgedehnten, etwa hundert Morgen großen Gehöfts erhob sich zwischen baufälligen
- 40 Wirtschaftsgebäuden das »Schloß«, in dem es drei Zimmer gab, den geräumigeren Saal im Anbau und das Gästezimmer, an dessen gekalkte Wände, Jagdwaffen und Geweihe sie sich noch gut erinnern konnten. (Kosztolányi 2007:7-8)

In der Zusammenfassung des Kapitels bezieht sich der Ausdruck „zwei alte Leute“ auf die Eltern Lerches. Dies zeigt den deutlichen Unterschied der Altersauffassung zwischen heute und dem Ende des 19. Jahrhunderts. Da damals die Lebenserwartung noch nicht so hoch war wie heute, galten bereits Menschen ab vierzig, fünfzig Jahren als ‚alt‘, was heute nicht mehr so gesehen wird.

Die Bezeichnung „Abgott ihres Lebens“ beschreibt bereits deutlich den Stellenwert Lanches für ihre Eltern. Im Laufe der Erzählung erkennt die Leserin, dass diese den Lebensmittelpunkt ihrer Eltern darstellt, und ohne sie im Leben der Eltern ein Chaos entsteht.

Im ersten Absatz schreibt der Übersetzer „in nationalfarbenen Bändern“, was in diesem Fall keinen weiteren Erklärungsbedarf benötigt, um welche Nationalität es sich hier handelt, da bereits in der Zusammenfassung des Kapitels die Puszta erwähnt wird und auf diese Weise der Leserin deutlich klar ist, dass es sich um Ungarn handelt. Vor allem für Österreicherinnen dürfte der Begriff der Puszta keine Schwierigkeiten machen, da hierzulande ein einigermaßen großes Wissen über Ungarn besteht.

Die Übersetzung des Titels der Zeitung *Sárszegi Művelődésügyi Lap* wurde gut gelöst, da, auch wenn der Ort Sárszeg fiktiv ist, durch die Beibehaltung des ungarischen Ortsnamens eine ‚ungarische Atmosphäre‘ aufgebaut wird, die durch die Wahl eines deutschen Ortstitels oder der deutschen Entsprechung eines ungarischen Ortsnamens wegfallen würde.

Der Ausdruck „deren Messingpendikel den endlos scheinenden Tag in kleine Stücke hackte“ weist mehrere gute Überlegungen auf, und zwar einerseits das Pendikel als „veraltete Bezeichnung für das Pendel einer Uhr“ (woxikon 2010), da sich der Text durch diesen antiquierten Ausdruck an die Zeit des 19. Jahrhunderts anpasst, und andererseits evoziert der frame „in kleine Stücke hackte“ ein sehr gutes Bild davon wie das Pendel der Uhr mit seiner stetigen Bewegung den unendlich erscheinenden Tag in sehr viele kleine Abschnitte unterteilt. Auch die Schreibweise der Uhrzeit „ $\frac{1}{2}$ I“ macht deutlich, dass auf einer Pendeluhr die Uhrzeit zumeist in römischen Zahlen dargestellt wurde, und diese Schreibweise wurde hier zum Teil übernommen.

Die Übersetzung verwendet viele Benennungen und Darstellungen, die in die Zeit der Erzählung passen, wie zum Beispiel auch, dass die Koffer damals oft anhand eines oder – wie zumeist verwendet – zwei Kofferriemen „zusammengegurtet“ wurden. Die verwendeten „Schuhknöpfe“ sind ebenso ein typischer Gegenstand dieser Zeit. Gemäß europeana 2010 sind sie eine „lange Nadel mit Haken an den Enden zum Zuknöpfen von Schnürschuhen [...]“.

Tarkó ist hier eine fiktive Ortschaft.

Der „Morgen“ als altes Flächenmaß passt ebenfalls in die Zeit als man noch keine hochmodernen landwirtschaftlichen Maschinen verwendet hat. Eine Definition dafür bietet Brockhaus online: „Morgen, alte deutsche Flächeneinheit, ursprünglich die Ackerfläche, die ein Bauer mit einem Gespann am Morgen (Vormittag) pflügen konnte. Die Bezeichnung Morgen differierte regional erheblich [...]. In einigen Gebieten wurden die Begriffe Morgen und Acker synonym verwendet“ (vgl. Brockhaus 2010c).

Zur Verwendung der ungarischen Namen, die ins Deutsche übernommen werden, muss erklärt werden, dass im Ungarischen an erster Stelle immer der Nachname steht und ihm dann der Vorname folgt. Da dies im Deutschen nicht so ist, muss der Name – so wie es auch Heinrich Eisterer in seiner Übersetzung getan hat - getauscht werden, d.h. an erste Stelle kommt hier der Vorname. Umgekehrt werden deutsche Namen im Ungarischen allerdings nicht umgedreht, da dies nicht ihrer Natur entspricht.

Beispiel 2a)

Die zweite Textstelle beschreibt die innere Spaltung des Vaters Ákos in der Beziehung zu seiner Tochter. Einerseits sieht er sie als eine „häßliche, verwelkte Jungfer“, die in der Gesellschaft ihr Glück in einer Ehe verwirkt hat, und andererseits liebt er sie doch, da es ihm anders gar nicht möglich ist.

Die Familie macht sich zum Bahnhof auf, während sich der Vater Gedanken über das Aussehen und die Zukunft der Tochter macht. Er erträgt es nicht, neben der hässlichen Lerche zu gehen, da ihm ihr Aussehen und ihr unveränderter lediger Zustand in der Öffentlichkeit, vor der ungarischen Kleinstadt-Gesellschaft, unendlich unangenehm sind.

Der Leserin wird aus der Sicht des Vaters ein kleiner Einblick in das Stadtbild gewährt.

- 1 Lerche war ein gutes, ein sehr gutes Mädchen, die einzige Freude ihres Lebens. Das sagte Ákos immer, sich selbst und anderen. Er wußte, daß die Arme nicht schön war, und das hatte ihn lange

geschmerzt. Doch dann sah er sie weniger deutlich, er verwischte
5 ihr Bild, umgab es mit verhüllendem Nebel und dachte nicht mehr
an ihr Äußeres, er liebte sie so, wie sie war, unendlich.
Fünf, zehn Jahre war es schon her, daß er alle Hoffnung
aufgegeben hatte, und es kam ihm gar nicht mehr in den Sinn, sie
10 doch noch zu verheiraten. Doch wenn sich etwas mit ihr ereignete,
sie ihre Haartracht veränderte, zu Ende des Herbstes den
Wintermantel anzog oder im Frühling ein neues Kleid, dann war er
unglücklich, bis er sich an die veränderte Lerche gewöhnt hatte.
Auch jetzt litt er aus diesem Grund. Lerche tat ihm leid, und um
sein Mitleid zu beschwichtigen, quälte er sich selbst. Er betrachtete
15 sie unverwandt, mit gründlicher, fast verletzender
Aufmerksamkeit: dieses Gesicht, an das man sich nicht gewöhnen
konnte, das dick und zugleich mager war, die fleischige Nase, die
nüsternartigen Nasenlöcher, die männlichen, strengen Brauen, die
klitzekleinen, molkefarbenen Augen, die ein wenig an die seinen
20 erinnerten.
Von Frauen hatte er noch nie etwas verstanden, doch daß seine
Tochter häßlich war, empfand er sehr deutlich. Sie war nicht nur
häßlich, sondern inzwischen auch verwelkt, ältlich, eine alte
Jungfer.
25 So ganz zeigte sich das erst in der rosa Lichtflut des
Sonnenschirms, in dieser geradezu bühnenhaften Beleuchtung.
Wie eine Raupe unter dem Rosenstrauch, dachte er, während er in
seinem mausgrauen Anzug dahinschritt, und als sie den Széchenyi-
Platz erreicht hatten, den einzigen großen Platz von Sárszeg, seinen
30 Markt, seine Agora, beschleunigte er unwillkürlich das Tempo, um
nicht an ihrer Seite gehen zu müssen.
Hier stand das Rathaus, hier befand sich das Kaffeehaus Baross,
ebenso das Gymnasium mit seiner seit Jahrzehnten abgetretenen,
baufälligen Treppe und seinem kleinen Holzturm, in dem morgens
35 der Glockenschlag für die Schüler ertönte, hier war das Restaurant
»König von Ungarn« und gegenüber das Hotel Széchenyi, mit dem
Kisfaludy-Theater in einem seiner Flügel, und von hier eröffnete
sich seitlich der Ausblick auf das einstöckige, mit Gipsrosen und
vergoldetem Blitzableiter geschmückte Palais, eines der schönsten
40 Gebäude der Stadt, in dem das vornehme Kasino seinen Sitz hatte.
(Kosztolányi 2007:12-14)

Hier wird deutlich, dass Ákos seine Tochter nur dann aufrichtig lieben kann, wenn er ihr Äußeres, ihr „Bild verwischt“ und sich nicht mehr daran erinnert.

Ab Zeile sieben wird die Ursache für das unglückliche Leben der Eltern angesprochen, und zwar, dass Lerche aufgrund ihres hässlichen Aussehens nicht verheiratet werden konnte und wie es scheint auch niemals einen Ehemann finden wird.

Dies bedrückt die Eltern in hohem Maße, was wieder ein Hinweis auf die gesellschaftlichen Sitten in Ungarn während der Donaumonarchie ist. Eine unverheiratete Frau wurde damals von der Gesellschaft nicht akzeptiert und daher ausgeschlossen. Dabei muss betont werden, dass es sehr wohl einen Unterschied zwischen unverheirateten Frauen gab. Eine Witwe oder eine geschiedene Frau – Scheidungen gab es damals bereits – war zumeist nichts besonders Außergewöhnliches und wurde daher in den meisten Fällen nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Jedoch eine Frau, die nie verheiratet war, galt als ‚wertlos‘ (vgl. Mazohl-Wallnig 1995:333ff.)³.

Ab Zeile 13 ist zu erkennen, wie der Vater in seinen Emotionen hin- und hergerissen wird. Einerseits schämt er sich für seine Tochter, dies allerdings nur aufgrund der Wertvorstellungen und Regeln der Gesellschaft, andererseits tat ihm seine Tochter leid, da sie das in einer solchen Gesellschaft am höchsten angestrebte Ziel einer Frau, zu heiraten, wahrscheinlich niemals erreichen würde. Zeilen 23 und 24 lassen deutlich erkennen, dass damals sogar eine Frau in den Zwanzigern als „verwelkte, alte Jungfer“ gelten konnte, was heutzutage absolut undenkbar ist. Schließlich beschleunigt der Vater sogar sein Tempo, um nicht neben ihr gehen zu müssen.

Der im Text erwähnte Széchenyi-Platz bzw. das Széchenyi-Hotel geht auf Graf István Széchenyi zurück (1791-1860), einem ungarischen Großgrundbesitzer und Staatsreformer, der sich sehr für die wirtschaftliche Modernisierung Ungarns einsetzte. Er setzte sich vor allem für das ‚einfache‘ Volk ein und gegen die Aufrechterhaltung von Adelsprivilegien, die das Volk schwer belasteten. Széchenyi galt als wohlthätiger Patriot (vgl. Kosztolányi 2007:218)⁴. Möglicherweise soll dies ein Hinweis auf den Beginn des bevorstehenden Niedergangs der Donaumonarchie im 20. Jahrhundert sein.

Der Name des Kaffeehauses „Baross“ könnte möglicherweise auf Gábor Baross zurückgehen, dem „Begründer des modernen Verkehrs- und Handelswesens in Ungarn“ (Wikipedia 2010a).

Die „abgetretene“ und „baufällige Treppe“ könnte hier ebenfalls als Allegorie des Endes der Doppelmonarchie stehen, die bereits alles andere als prunkvoll und edel ist und ihre finanziellen Mittel für das Land und das Volk bereits zum Vorteil des Adels erschöpft hat.

³ Siehe hierzu auch: Weber-Kellermann 1991:57f.

⁴ Siehe hierzu auch: www.wikipedia.de 2010.

Das Restaurant „König von Ungarn“ wirkt in der Umgebung des kleinen, einfachen und etwas heruntergekommenen Ortes leicht deplatziert und ironisch, was möglicherweise die Intention des Autors war. Das vornehmste und schönste Gebäude ist wiederum das Kasino, das als Spiegelbild für diejenigen Bürger gilt, die mit dem Geld noch leichtfertiger umgehen können.

Beispiel 3a)

Die folgende Textstelle zeigt die Gefühlslage der Eltern auf, die Lerche gerade am Bahnhof verabschiedet haben, nun der einen Woche ohne Lerche vollkommen hilflos entgegensehen und keinen Sinn in einem Leben ohne ihre Tochter sehen.

- 1 DRITTES KAPITEL
*(in welchem wir einiges über den ersten Tag
von Vater und Mutter erfahren)*
- 5 Ákos Vajkay von Kisvajka und Köröshegy, pensionierter Archivar,
und seine Frau, geborene Antónia Bozsó von Kecfalva, sahen dem
Zug hinterher, der aus der Station schnaufte und am unteren Rand
ihres Blickfeldes bald zu einem rauchenden schwarzen Punkt
geschrumpft war. Sie starrten vor sich hin, in der traurigen und
10 dummen Haltung jener, die irgendeinen plötzlichen Verlust erlitten
haben. Wenigstens den Ort, wo sie sie zuletzt gesehen hatten,
wollten sie nicht verlassen. Sie brachten es nicht fertig,
fortzugehen.
Wer verreist, ist verschwunden, ist dahin, existiert gar nicht. Er
15 lebt nur noch als Erinnerung, die unsere Vorstellungskraft
wachhält. Wir wissen, daß er sich irgendwo befindet, aber wir
sehen ihn nicht, als wäre er bereits gestorben. Lerche hatte sie bis
dahin nie für längere Zeit verlassen, höchstens für einen Tag,
einmal, als sie nach Cegléd gereist war, oder für einen halben Tag,
20 anlässlich der Ausflüge nach Tarliget, und auch da hatten sie ihre
Rückkehr kaum erwarten können. Wie schwer war es, sich
vorzustellen, daß sie jetzt nicht mit nach Hause kam.
Solche Gedanken mochten die beiden Alten quälen. Sie ließen die
Köpfe hängen und starrten auf den Schotter der Gleisanlage, nicht
25 weniger trübsinnig als auf ein unerwartet und hastig
zugeschaufeltes Grab.
In der Stille, die der Zug zurückgelassen hatte, begannen sie bereits

die Einsamkeit zu spüren, die sich bedrückend, stetig wachsend um sie legte. (Kosztolányi 2007:21)

Die Ortschaften Kisvajka, Kecfalva und Tarliget existieren nicht wirklich, wohingegen Köröshegy eine Ortschaft auf der Südseite des ungarischen Plattensees ist und Cegléd im Südosten von Budapest zu finden ist. Der frame „aus der Station schnaufte“ gibt die schwerfälligen Bewegungen des Zuges sehr gut wieder, wobei man sich bildhaft den Dampf der Lokomotive und die Geräusche, die sie von sich gibt, vorstellen kann. Gleichzeitig verkörpert er die Schwierigkeit der Loslösung Lerches von ihren Eltern und umgekehrt, die alle drei nicht wirklich wollen, dass Lerche wegfährt. Der Ausdruck „am unteren Rand ihres Blickfeldes“ lässt wieder gut erkennen, dass der Zug auf einer Ebene dahinfährt und weder um eine Kurve noch über einen Berg fährt, wobei er entweder links, rechts im Blickfeld oder nach oben fahren würde. „Zu einem rauchenden schwarzen Punkt geschrumpft“ gibt ebenso ein gutes Bild vom sich entfernenden Zug wieder, der – egal welche Farbe er hat – in der Ferne, wie alles andere, was sich entfernt, schwarz wird.

Durch den plötzlichen Verlust Lerches werden die Emotionen der Eltern sehr gut nachempfunden, die es bis dahin nicht gewöhnt waren, ihre Tochter für längere Zeit gehen zu lassen. Bis dahin hat sich ihr Leben nur um Lerche gedreht, daher können sie mit ihrem plötzlichen Verschwinden nur schwer umgehen. Man könnte sowohl ihre innere Gemütsbewegung, als auch ihre äußere körperliche Bewegung mit der des Zuges vergleichen. Zuerst stehen sie still und starren vor sich hin, können es kaum glauben, dass ihre Tochter fort ist. Aber schön langsam, mit der Zeit verbringen sie den ersten Tag ohne sie, und während der gesamten Woche ‚bewegen‘ sie sich immer schneller und genießen diese Tage, bis sie am Ende der Woche, als Lerche wieder kommt, gezwungen werden ruckartig wieder stehen zu bleiben, um ihr Leben wieder in die alten Bahnen zu lenken.

Der Ausdruck „Schotter“ gemeinsam mit dem „zugeschaufelten Grab“ evoziert hier ein passendes Bild zur Stimmung der Eltern, zudem der Schotter unter Gleisanlagen normalerweise ebenfalls einen kleinen Hügel darstellt, der in der Vorstellung einem Grab ähnlich sehen kann.

Die Tatsache, dass die Eltern in diesem Kapitel erstmals näher vorgestellt werden, könnte bedeuten, dass zu diesem Zeitpunkt, da ihre Tochter weggefahren ist, ihr ‚eigentliches‘ Leben erst beginnt, wie in den folgenden Kapiteln zu sehen sein wird. Hier kommt sozusagen erst ihre ‚wahre Identität‘ zum Vorschein, deshalb lernt die Leserschaft sie hier zum ersten Mal näher kennen.

Beispiel 4a)

Textauszug 4a gibt einen Einblick in das Leben der Eltern in der Woche ohne ihre Tochter, nachdem sie sich bereits an ihre Abwesenheit gewöhnt haben und schließlich beginnen, das Gesellschaftsleben erneut zu genießen.

Die Eltern beginnen wieder ins Restaurant zu gehen, führen wieder unterhaltsame Gespräche mit den anderen Bewohnern des Ortes und Ákos greift sogar zu einer Zigarre, die ihm angeboten wird, obwohl er das Rauchen bereits vor Längerem aufgegeben hat.

- 1 Ákos nahm eine dunkle, vorzügliche Theiß-Zigarre heraus, mit größter Selbstverständlichkeit riß er das Band herunter, biß, ohne abzuwarten, daß ihm der Komiker sein Federmesser reichte, ihr Ende ab und steckte sie zwischen die Lippen. Szolyvay gab ihm
- 5 Feuer.
Seine Frau sah es, war etwas erstaunt, doch auch Doktor Gál protestierte nicht, deshalb ließ sie sich die Laune nicht verderben und unterhielt sich weiter mit ihren Tischnachbarn.
Mit der Gier eines Säuglings nuckelte der Alte an der Zigarre, sog
- 10 an ihrem vom Speichel glänzenden Ende, an dieser aromatischen, bitteren Zitze. Der Rauch umschmeichelte seinen dem Tabak entwöhnten Gaumen, der bekannte Duft kitzelte seine Nase, benebelte sein Gehirn, belebte sein altes, träges Blut, indem er lange verschollene Empfindungen zum Leben erweckte. Was
- 15 kümmerte ihn jetzt, was um ihn herum über öffentliches Recht, Wiener Intrigen, Dreyfus, Labori geschwätzt wurde, er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und verdaute. Nach einer Weile riskierte auch er die eine oder andere Bemerkung. Er konversierte vor allem mit dem weisen Szunyogh, der aus der Tiefe seines bereits
- 20 versunkenen Wissens, vom Grund des Wein- und Palinkameers gleich einem Taucher Schätze hob und über das mittelalterliche

Latein königlicher Stiftungsurkunden sachkundige Auskunft gab, die Ákos interessierte. Gehüllt in eine Rauchwolke steckte die Gesellschaft in heimeliger Stimmung die Köpfe zusammen.
25 Inzwischen waren sie fast die einzigen im Restaurant, doch ans Heimgehen dachten sie nicht. (Kosztolányi 2007:70-71)

Zuhause, wenn Lerche da ist, führen sie ein vollkommen gesundes Leben, mit gesunden Mahlzeiten, die Lerche kocht, und ohne jegliche die Gesundheit beeinträchtigende Angewohnheiten, wie dem Rauchen. Die Zeit ohne Lerche beginnt den Eltern wie eine Festwoche zu erscheinen, an dem sie alles, was ihnen Spaß macht, und wovon sie schon lange abgeschworen haben, wieder erleben können. So kann auch Ákos das Rauchen einer Zigarre wieder genießen. In Zeile eins bis fünf wird eingehend beschrieben, wie sehr sich Ákos eigentlich schon nach einer Zigarre geseht hat, es sich bisher aber nie eingestanden hatte. Er kann es kaum erwarten, das Leben wieder zu genießen. Auch seine Frau stört es nicht, obwohl es zuerst scheint, als hätte sie Bedenken, aber sie äußert sich nicht dazu, da auch der Doktor nichts dagegen hat. Der frame „mit der Gier eines Säuglings“ veranschaulicht sehr gut die Freude Ákos‘ an seinem wiederentdeckten ‚Spielzeug‘. „Dem Tabak entwöhnten Gaumen“ und „lange verschollene Empfindungen“ erklärt, dass sich Ákos bereits vor längerer Zeit das Rauchen abgewöhnt hat. Die Leserin könnte vermuten, dass er dies aufgrund von Lerche getan hat. Möglicherweise hat sie sich aufgrund ihrer gesunden Lebensweise negativ dagegen geäußert.

Der frame „aus der Tiefe seines bereits versunkenen Wissens“ und „Schätze hob“ weisen auf die äußerst positive Wirkung der Plauderei in Gesellschaft auf Ákos hin, vor allem mit Szunyogh, wobei Ákos das alles mit Hingabe genießt. Die Tiefe des Wissens beschreibt die Tiefe des Wassers bzw. des Meeres, aus dem der vor langer Zeit versunkene und lange vergessene Schatz gesellschaftlicher Aktivitäten geborgen wird, die Ákos und seine Frau ebenfalls vor langer Zeit aufgegeben hatten, und deren wohltuende Wirkung die beiden schon fast vergessen haben.

In den Zeilen 25 und 26 ist zu erkennen, dass sich beide, sowohl Ákos als auch seine Frau, so wohl in dieser Runde fühlen, dass sie auch zu später Stunde noch nicht ans Heimgehen denken.

Die Namen Dreyfus und Labori spielen hier anscheinend auf Lucie Dreyfus, die Ehefrau von Alfred Dreyfus, und ihrem Anwalt, Fernand Labori, im Rennes-Prozess während der Dreyfus-Affäre Ende des 19. Jahrhunderts an (vgl. <http://www.das-parlament.de/2007/50/Beilage/004.html>)⁵.

Beispiel 5a)

Die folgende Textstelle zeigt den Moment, nachdem Ákos Lerches Brief gelesen hat und zwischen der alten, ordentlichen und disziplinierten Welt mit seiner Tochter und der neuen Welt, in der er seit Kurzem lebt, hin- und hergerissen wird. Olga Orosz ist ihm dabei zugleich Sinnbild der genussvollen, fröhlichen Gesellschaft, der unverheirateten Frau, die als Künstlerin jedoch von der Gesellschaft akzeptiert wird, und zugleich Symbol des „Liderlichen“ und „Ordinären“ ist.

Er vergleicht beide Frauen miteinander, ihn schmerzt es unendlich, dass ‚seine‘ Lerche, eine so hochanständige Frau, von den Menschen in Sárszeg verachtet und ausgestoßen wird, wohingegen Olga Orosz vor aller Augen ein – für diese Zeit - ausschweifendes Leben führt und trotzdem respektiert wird.

- 1 Das war alles. Hier war der Brief zu Ende.
Ákos seufzte. Behutsam steckte er seine Brille in das Papierfutteral. Das Schreiben lag immer noch auf seinen Knien.
Nur ein einziger Name fiel ihm ein, nur einen Namen stöhnte er
- 5 halblaut vor sich hin:
»Olga Orosz.«
Und in seiner Phantasie sah er nicht das Gehöft in Tarkó, nicht das Sofa, auf dem Lerche schlief, nicht die Thurzó-Mädchen, sondern Olga Orosz, schärfer als gestern auf der Bühne, als sie Reginald
- 10 Fairfax auf den Mund küßte.
Sie könnte diesen Brief nicht verstehen, sie könnte auch nicht verstehen, warum ihm jedes Wort so weh tat, als würde ihm ein Messer im Herzen umgedreht, warum jede ihrer Beobachtungen so besonders war, auch die über den gewundenen Weg auf dem
- 15 Hügel, auch die über die Rhododendren in den Blumenbeeten, und

⁵ Siehe hierzu auch: <http://de.wikipedia.org/wiki/Dreyfus-Aff%C3%A4re> und <http://www.dreyfus.culture.fr/en/bio/bio-flash-fernand-labori.htm>.

daß um sechs die Lampe angezündet wurde und die Weinlese bevorstand. Olga Orosz würde über all das lachen, mit einem heiseren Trällern.

[...]

- 20 Was für ein Schmutz war das hier, was für ein Schmutz im Theater, zwischen schäbigen Kulissen, überall. Olga Orosz und sie alle. Das Leben nahm seinen Lauf. Alles, was liderlich und ordinär war, wurde Leben genannt. Gerechtigkeit, ach, die gab es nicht, o nein. Nichts hatte Sinn. Alles war egal.
- 25 Ákos schwanden die Sinne vor Haß, mit offenem Mund beobachtete er. Als jemand seine Hand ergriff, kam er zu sich.
»Hier bist du?«
Seine Frau hatte ihn gesucht. Sie hatten einen Treffpunkt im Park ausgemacht, um dann Abendessen zu gehen.
- 30 »Was ist passiert?« fragte sie, nachdem sie etwa zehn Schritte gegangen waren.
»Nichts. Das heißt, Lerche hat geschrieben.«
»Wo ist der Brief?«
»Hier«, sagte er und griff in die Tasche.
- 35 In der Tasche fand er ihn nicht, dann auch nicht in der anderen. Sie eilten zurück zur Bank und suchten.
Auch dort war er nicht.
Der Brief war irgendwo verlorengegangen, vielleicht zu Boden gefallen und vom Wind davongetragen worden, zu den zerrissenen
- 40 Zeitungen, in den Müll.
Das ärgerte Ákos.
»Was hat sie geschrieben?« fragte seine Frau.
»Es geht ihr gut, sie hat viel Spaß.« (Kosztolányi 2007:117-119)

Das „Messer im Herzen“, das Ákos in sich spürt, erklärt wie schlecht es ihm durch die Situation seiner Tochter in der Gesellschaft mittlerweile geht. Er kann nicht verstehen, warum Olga Orosz, die als Schauspielerin in der damaligen Zeit ein bei weitem nicht so anständiges und regelkonformes Leben führt wie seine Tochter, dennoch ein schönes Leben ohne Mann führen kann, ohne dafür verachtet zu werden. Er findet es ungerecht, und auf einmal scheint ihm dieses Leben, das er im Augenblick mit seiner Frau wieder führt und die Regeln der Gesellschaft als nicht richtig und verabscheut diese. Einmal mehr wird er hin- und hergerissen zwischen seinen Gefühlen für Lerche und seinem Wunsch Mitglied dieser Gesellschaft zu sein und diese voll zu genießen. In seinen Gedanken versunken verliert er Lerches Brief, was ihn ärgert. Auf die Frage seiner

Frau, wie es denn Lerche geht, antwortet er „Es geht ihr gut, sie hat viel Spaß“ und fühlt vielleicht, dass dies nicht ganz der Wahrheit entspricht.

Beispiel 6a)

Das sechste Beispiel macht deutlich, wie sehr die Eltern, vor allem der Vater, die Rückkehr Lerches und somit ihrer aller Rückkehr zum alten, glanzlosen, und langweiligen Leben verabscheuen. Mittlerweile haben sie sich bereits sehr gut in das gesellschaftliche Leben eingefügt und haben nicht den Wunsch in das zurückgezogene Leben, das sie früher führten, zurückzukehren. Es folgt eine Auseinandersetzung zwischen dem Ehepaar.

- 1 »Wir lieben sie nicht.«
»Wer? «
»Wir. «
»Wie kannst du so etwas sagen.«
- 5 »Jawohl«, schrie Ákos und schlug wie zuvor mit der Hand auf den Tisch. »Wir hassen sie, verabscheuen sie.«
»Bist du verrückt geworden?« schrie seine Frau, die noch immer im Bett lag.
Doch Ákos, um sie in Harnisch zu bringen und zu schockieren,
- 10 wurde immer lauter, bis seine Stimme sich krächzend überschlug.
»Am liebsten ist uns doch, wenn sie so wie jetzt gar nicht hier ist. Wir hätten nicht mal was dagegen, wenn die Arme womöglich in diesem Moment...«
Er sprach das schreckliche Wort nicht aus. Doch dadurch war es
- 15 noch schrecklicher, als wenn er es ausgesprochen hätte.
Die Frau sprang aus dem Bett und stellte sich vor ihn hin, um das Ungeheuerliche zu verhindern. Sie war totenbleich. Sie wollte etwas antworten, doch das Wort blieb ihr im Hals stecken, weil sie, obwohl außer sich, über das Schreckliche nachdachte, das ihr
- 20 Gemahl meinte, darüber, ob es wohl wahr sei. Sie starrte ihn entsetzt an.
Doch Ákos schwieg.
Nun wünschte sie sich bereits, daß er sprach. Es verlangte sie geradezu danach, soll er es doch sagen, soll er alles aussprechen.
- 25 Sie spürte, es war die Stunde der großen Endabrechnung, an die sie viel gedacht, von der sie aber geglaubt hatte, sie werde nicht kommen, am wenigsten für sie und um diese Zeit. Sie setzte sich in den Lehnstuhl ihm gegenüber, am ganzen Leib zitternd, trotzdem entschlossen und auch ein klein wenig neugierig. Als ihr Gatte zu

- 30 sprechen anfang, unterbrach sie ihn nicht.
Ákos fuhr fort:
»Wäre das nicht besser? Für sie, die Arme, und auch für uns.
Weißt du, wieviel sie gelitten hat? Nur ich weiß es, mein
väterliches Herz weiß es. Ständig dieses Getuschel hinter ihrem
35 Rücken, die Leute sehen auf sie herab, lachen sie aus. Und wir,
Mutter, wieviel leiden wir. Ein Jahr, zwei Jahre, wir haben
gewartet und gehofft, die Zeit ist vergangen. Wir haben geglaubt,
das Ganze ist nur Zufall. Wir haben gesagt, es wird alles besser
werden. Aber es wird immer alles schlimmer. Immer schlimmer
und schlimmer.« (Kosztolányi 2007:156-158)

Der Vater spricht zum ersten Mal aus, was er denkt. Sowohl für ihn, als auch für seine Frau und seine Tochter wäre das Leben seiner Meinung nach viel leichter, wenn Lerche nicht mehr bei ihnen wäre. Er geht sogar so weit, sich ihren Tod zu wünschen, da dies – wie er findet – sogar für Lerche besser wäre, als weiterhin als ungeachtete Person zu leben, worunter die gesamte Familie leidet. Aufgrund dieser einen Woche, in der die Eltern viel freier und ungezwungener leben konnten und nicht mehr ständig daran erinnert wurden, dass sie ihre gesellschaftliche Stellung in der Kleinstadt ihrer Tochter zu verdanken haben, kommt Ákos zu dem Schluss, dass sie beide ihre Tochter gar nicht lieben können, wenn sie sich ohne sie so viel besser fühlen. „Wir hassen sie, verabscheuen sie“, ist dafür sein Ausdruck, in dem seine aufgestauten Gefühle nach langer Zeit ihren Gipfel erreichen und er es wagt, einen Teil der Wahrheit auszusprechen. In den Zeilen 18 bis 20 bringt er sogar seine Frau dazu, darüber nachzudenken, ob es denn tatsächlich wahr sei, dass es ihnen besser ergehen würde, wenn Lerche nicht mehr da wäre. Der Vater begründet seine Ausführung darin, dass Lerche selbst viel darunter gelitten hat, dass die Leute auf sie herabsehen, sie auslachen. Er meint, es würde nur alles „immer schlimmer und schlimmer“, und dass es keine Hoffnung mehr gäbe, dass Lerche jemals heiraten würde.

Beispiel 7a)

Das folgende Textbeispiel beschreibt wie sehr die beiden Eheleute bereits von ihrer ursprünglichen Lebensweise abgekommen sind, weiters die Vorbereitungen der Mutter

vor der Ankunft Lerches, das Haus wieder in Ordnung zu bringen und alles wieder so umzugestalten, wie es zur Zeit war, bevor Lerche abgereist ist.

- 1 Er hat den Sonnenschein nicht gesehen, der inzwischen auf natürliche Weise verglüht ist, den Morgen und den Mittag nicht begrüßt, der ohne sein Wissen schwarz geworden und als beängstigende Überraschung nur seine Asche, seine ausgebrannte Schlacke zurückgelassen hat. Er weiß nicht mal, ob er hungrig oder satt ist, ob er friert oder schwitzt. So tappt er herum, bis er seinen Platz in Raum und Zeit findet. Nun bemerkt er, dass er benommen ist und sein Kopf schmerzt. Dergleichen Gefühle plagten Frau Vajkay, die am späten Nachmittag gegen fünf ihre Augen öffnete.
- 5
- 10 Sie erwachte zuerst. Ihr Gatte schlief weiter. Bedächtig stieg sie aus dem Bett, legte ihr Flanellkleid an und schlang sich ein Tuch um den Kopf. Sie machte sich ans Putzen wie eine alte Magd. Müllschaufel und Besen in der Hand, schlurfte sie von Zimmer zu Zimmer.
- 15 Auf dem Klavier brannten noch immer die beiden Leuchter, die sie gestern angezündet hatte. Die Lichter hatten die ganze Nacht und den ganzen Tag gewacht. Sie machte sich Vorwürfe wegen der Verschwendung. Es gab viel zu tun. Im Laufe der Woche hatten sie öfter Stühle eines Zimmers in ein anderes getragen, die mußte man jetzt wieder an ihren Platz bringen, dorthin, wo sie seit Jahrzehnten gestanden hatten. Lerches Handarbeit, das Deckchen, unter dem sich der Speisekammerschlüssel befand, mußte sie erst lange suchen. Sie breitete es auf der Marmorplatte vor dem Spiegel aus und legte die
- 20
- 25 zwei verschließbaren Porträtalben darauf. Dann sah sie sich um, ob sie irgendetwas vergessen hatte, was sie verraten würde. Nur das Klavier mußte sie noch abdecken und verschließen, die Notenhefte wegräumen. Den Schlüssel trug sie ins Schlafzimmer und gab ihn ihrem Gatten, der langsam zu sich kam. Hier kniete sie sich nieder und scheuerte den von Zigarrenasche verunreinigten, schmierigen Fußboden gründlich mit einem Lappen, sammelte die verstreut herumliegenden Geldstücke und Banknoten ein. Dabei machte sie einigen Lärm, der trieb Ákos aus dem Bett. Er kleidete sich rasch an. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen. (Kosztolányi 2007:169-170)

Die frames „Er hat den Sonnenschein nicht gesehen“, „den Morgen und den Mittag nicht begrüßt“ zeigen die deutliche Verwandlung der Lebensgewohnheiten der Vajkays, die sie mittlerweile durchgemacht haben. Sie schlafen bis tief in den Tag, bleiben lange

wach und halten die gewohnte Ordnung im Haus nicht mehr ein. „Er weiß nicht mal, ob er hungrig oder satt ist, ob er friert oder schwitzt“ lässt erkennen, dass sich dieses Chaos nicht nur äußerlich ausgebreitet hat, sondern auch bereits in den beiden Menschen seine Spuren hinterlassen hat. „Bis er seinen Platz in Raum und Zeit findet“ deutet auf den nächtlichen Besuch Ákos‘ im Kasino hin, von dem er sehr spät nach Hause gekommen war, und bei dem auch Alkohol eine Rolle gespielt hatte. Ákos muss erst seinen Platz finden, das heißt wieder zu sich kommen, bevor er den Tag beginnt.

Es gibt etliche Zeichen dieser Veränderungen im Leben der Eltern, die in Richtung eines sorgloseren und fröhlicheren Lebens führen. Ein Zeichen dafür sind die Kerzen auf dem Klavier, die Frau Vajkay am Vortag vergessen hatte auszulöschen. Die verstellten Stühle, Lerches verlegte Handarbeit, das nicht abgedeckte Klavier, die Notenhefte, die Zigarrenasche, die Geldstücke und die Banknoten sind alles Indizien für ihr ‚neues‘ Leben, die Frau Vajkay sich nun bemüht, wieder zu verstecken. Alles, „was sie verraten würde“, wird wieder in die alte Ordnung gebracht. Die Szene erscheint fast so, als wären die Eltern die Kinder, die kurz vor der Heimkehr der Mutter schnell die Spuren ihres Chaos‘ beseitigen müssen, um nicht gescholten zu werden.

5.3 Die Feststellung der Funktion des Ausgangstextes

Die in dieser Arbeit verwendete Übersetzung basiert auf dem ungarischen Werk *Pacsirta*, das 2005 vom Európa Könyvkiadó Verlag in der Európa Diákkönyvtár-Reihe in Budapest publiziert wurde. Der Verlag wurde 1946 unter dem Namen *Új Magyar Könyvkiadó* (Neuer Ungarischer Verlag) gegründet. Ab dem Jahr 1948 spezialisierte er sich auf das Herausgeben sowjetischer Literatur. In den fünfziger Jahren erweiterte sich der Kreis der Publikationen, mit denen sich der Verlag befasste, auch auf die Weltliteratur. Im Jahr 1957 wurde der Verlag in Európa Könyvkiadó umbenannt. Er publiziert „Klassiker und repräsentative Gegenwartswerke der Weltliteratur“ (Európa Könyvkiadó 2010). Zu seinen Veröffentlichungen zählen unter anderem thematische und Autorenserien, Unterhaltungsliteratur und gesellschafts- und populärwissenschaftliche Werke. Der Európa Könyvkiadó Verlag gehört zu den größten

Verlagen Ungarns und erhielt den Preis „Verlag des Jahres“, der 2001 gegründet wurde, bereits dreimal (vgl. Európa Könyvkiadó 2010).

Der Name Lerche symbolisiert den gleichnamigen Vogel, der laut der Online-Enzyklopädie Brockhaus zur Familie der Singvögel gehört, am Boden lebt und – wie sein Name bereits sagt – ein sehr guter Sänger ist (vgl. Brockhaus 2010d). „Ákos“ stammt aus dem türkisch-ungarischen und bedeutet ‚weißer Falke‘, also wurde hier wieder ein Vogelname verwendet (vgl. Magyar Elektronikus Könyvtár 2010a) Im Gegensatz dazu bedeutet der Name seiner Frau Antónia Herzog(in), Fürst(in) bzw. Vorgesetzte(r) und stammt aus dem Lateinischen (vgl. Magyar Elektronikus Könyvtár 2010b).

Das Buch ist ein Taschenbuch und zeigt am Cover eine Zeichnung des Haupts von Autor Dezső Kosztolányi. Das Buch enthält neben der Erzählung *Pacsirta*, auch *Édes Anna*, die auf Deutsch unter dem Namen *Anna Édes* bekannt ist. Der Rückentext enthält eine kurze Information über den Európa Könyvkiadó Verlag und dessen Publikationen. Gleich darunter ist seine Kontaktadresse zu finden. *Pacsirta* fängt auf Seite neun an und endet auf Seite 175. Danach folgt die Erzählung *Édes Anna* von Seite 177 bis 400. Das Buch schließt mit einem Inhaltsverzeichnis der beiden Erzählungen auf Seite 403 ab. Klappentexte existieren nicht.

Die allererste Fassung von *Pacsirta* erschien 1924 im Verlag Athenaeum Irodalmi és Nyomdai Rt., der von 1841 bis 1948 als Athenaeum Verlag und Druckerei existierte, seit 1948 jedoch nur mehr eine Druckerei ist. Der Verlag zählte in seiner Zeit zu den größten Verlagen Ungarns und publizierte die Werke der damals bedeutendsten Schriftsteller und Dichter, wie etwa von József Eötvös, Mihály Babits, Zsigmond Móricz, Frigyes Karinthy und Zsigmond Kemény. Auch Zeitungen und Zeitschriften wurden von ihm gedruckt. Der Verlag veröffentlichte also literarische Werke der damals bekannten ungarischen Schriftsteller, von denen heutzutage viele auch internationale Bekanntheit genießen, wissenschaftliche Arbeiten, Übersetzungen von Thomas Mann, Oscar Wilde, Tolsztoj und etliche mehr. Er orientierte sich demnach hauptsächlich an Interessierten der literarisch gehobeneren ungarischen aber auch internationalen Literatur (vgl. www.wikipedia.hu 2010c).

Der Ausgangstext, aus dem Jahre 2005, richtet sich an einen gebildeten Leserkreis, der primär gehobene literarische Unterhaltung sucht, sich aber gleichzeitig

für die Rolle der Frau in der Doppelmonarchie und die damaligen gesellschaftlichen Regeln interessiert. Der Titel sagt nichts Konkretes über die Handlung aus, die Leserin muss sich also hineinlesen, um Genaueres zu erfahren. Die Erzählung kann als Gesellschaftskritik gesehen werden, da der Autor mittels einiger überspitzter Elemente die damalige Gesellschaft skizziert, die der heutigen Leserin als absolut absurd und unglaublich erscheinen. Die Hauptfiguren sind die Eltern, vor allem aber der Vater, aus dessen Sicht hauptsächlich erzählt wird. Seine Sicht wechselt jedoch oft mit der eines Erzählers, wobei nicht eindeutig festzustellen ist, ob die Erzähler-Sicht, die des Autors ist. Die Tatsache, dass die Geschehnisse neben der Sicht des Erzählers, hauptsächlich aus der Sicht des Vaters beschrieben werden, ist ein weiteres Zeichen dafür, dass die Sichtweise der beiden Frauen, der Ehefrau und der Tochter, sowie generell der Frau in der damaligen Zeit nur wenig Gewicht hatte. Möglicherweise hat Dezső Kosztolányi auf diese Art zusätzlich die Rolle der Frau damals unterstreichen wollen.

5.4 Die Feststellung der intratextuellen Kohärenz des Ausgangstextes

Beispiel 1b)

- 1 ELSŐ FEJEZET
- (melyben az olvasó megismerkedik két öreggel s
leányukkal, ki életük bálványa, és hall egy körülményes
5 pusztai kirándulásról is)
- Az ebédlő támlás díványán nemzetiszín zsinogdarabok,
cukorspárgavégek, papírok foszlányai heverték, s a helyi újság
szétszagotott példánya, melynek homlokán kövér címbetűkkel ez
10 volt olvasható: *Sárszegi Közlöny, 1899.*
A falinaptár a tükör mellett, az erős verőfényben föltüntette a
hónapot, napot: *Szeptember 1. Péntek.*
Az ingaóra pedig, mely cifra, fadaragványos üvegtokjában járt, és
sárgaréz sétálójával apró darabokra vagdalta a végtelennek látszó
15 napot, mutatta az időt: 1/2 1.
Apa és anya csomagolt az ebédlőben.
Egy vedlett, barna bőrönddel birkóztak. Becsúsztották a sűrűfésűt
a válaszfalán levő vászontáskába, aztán összeszűjtették, a földre

- tették.
- 20 Ott állt már útra készen, repedésig tömve minden holmival, kétoldalt hatalmasan kipuffadó hassal, akár a macska, amelyik majd kilencet kölykezik.
Csak még az asztalon levő utazókosárba tettek be egyet-mást: a csipkés női bugyogót, a blúzt, a mamuszt, a cipőgombolót, melyet
- 25 leányuk már gondosan odakészített.
- A fogkefe – szólt apa.
- Lám, a fogkefe – bólintott anya -, majd’ itthon maradt a fogkefe.
Fejét csóválva már sietett is a folyosóra, onnan a leányszobába,
- 30 hogy a zománcos bádogmosdóról hozza a fogkefét.
Apa a kezével még egyszer letapsikolta a holmikát, gyengéden megsimogatva, hogy egymásra lapuljanak.
Sógora, Bozsó Béla, az asszony testvérbátyja, több ízben meghívta őket nyárra, hogy Tarkövön, a birtokán kipihenjék
- 35 magukat.
A nem nagy, százholdas puszta közepén, rozoga gazdasági épületek között emelkedett a háromszobás “kastély”, oldalt tágasabb teremmel, a vendégszobával, melynek meszelt falaira, vadászfegyvereire, agancsaira jól emlékeztek. (Kosztolányi 2005:9-10)

Nach der ersten Kapiteleinleitung, die die Leserin auf das bevorstehende Geschehen im Kapitel vorbereitet, beschreibt der Autor in bildhaften Ausdrücken wie „az erős verőfényben“ (im strahlenden Sonnenschein)⁶, „apró darabokra vagdalta a végtelennek látszó napot“ (hackte den unendlich scheinenden Tag in kleine Stücke)⁷ die Umgebung der Handlung. Die Leserin kann sich in Raum und Zeit der Erzählung versetzen. Der flüssige Text ruft lebendige scenes hervor, durch die sich die Leserin ohne Schwierigkeiten davontragen und sich weiter mit dem Geschehen mitreißen lässt. Es gibt keine erlebnisreiche Handlung, hier sticht vielmehr die bunte und reich verzierte, poetische Beschreibung der Gegebenheiten hervor, die aufgrund der sprachlich farbenfrohen Darstellung die Fantasie der Leserin anregt.

Dieser erste Textausschnitt lässt bereits einige Charaktereigenschaften der Personen erkennen. Die Eltern packen fürsorglich den Koffer der Tochter, die bereits sorgsam einige Dinge vorbereitet hatte. Der Vater streicht noch einmal über den zum

⁶ Übers. von Verf.

⁷ Übers. von Verf.

Bersten gefüllten Koffer. Die Eltern kümmern sich um Lerche, die in diesem Ausschnitt noch nicht vorkommt.

Fast scheint es, als wäre der Zahnbürste hier eine wichtige Rolle zugeordnet. Das, was in dieser Textpassage hauptsächlich passiert – vom Kofferpacken abgesehen – ist das Holen der beinahe vergessenen Zahnbürste durch die Mutter, die noch kopfschüttelnd (“fejét csóválva”) in das Zimmer der Tochter eilt, um sie zu holen. Ab Zeile 36 wird das Gut der Verwandten aus der Sicht des Vaters näher beschrieben.

Beispiel 2b)

1 Pacsirta jó leány volt, nagyon jó leány, életének egyetlen öröme.
Ákos mindig ezt mondogatta, magának is, másoknak is.

Tudta, hogy nem szép szegény, és fájts neki sokáig. De aztán
valahogy határozatlanabban látta, elmosta képét, tompító köddel
5 vette körül, és nem gondolva arra, hogy milyen, szerette őt, ahogy
volt, végtelenül.

Öt éve már annak, tíz éve már annak, hogy letett minden
reménységéről, s nem is jutott eszébe, hogy mégiscsak férjhez
adja. Mikor azonban valami történt a leánynyal, és Pacsirta
10 megváltoztatta hajviseletét, vagy ősz múltán fölvette télikabátját,
vagy tavasszal új ruhát öltött, Ákos boldogtalannak érezte magát,
míg meg nem szokta őt így is.

Most is ezért szenvedett. Szánta Pacsirtát, és hogy szánalmát
csillapítsa, gyötörte önmagát. Bámulta őt, gondos figyelemmel,
15 szinte sértőn: ezt a megszokhatatlan arcot, mely kövér is volt, meg
sovány is, a húsos orrot, a tág, lószerű orrlyukakat, a férfias,
szigorú szemöldököt, a pirinyó, savós szemet, mely valamint az ő
szemére emlékeztetett.

Soha életében nem értett a nőkhöz, de azt élesen érezte, hogy
20 leánya csúnya. Nemcsak csúnya volt most, hanem hervadt, öreg,
igazi vénlány.

Csak a napernyő rózsás fényözönében, ebben a majdnem
színpadi világításban derült ez ki egészen. Mint hernyó a
rózsabokor alatt, gondolta.

25 Ment-ment egérszürke ruhájában, és mikor a Széchenyi térre
jutottak, mely Sárszeg egyetlen nagy tere, piaca, agórája,
öntudatlanul pár lépést előresietett, hogy ne kelljen mellette
lépegetnie.

Itt volt a Városháza, itt volt a Baross kávéház, itt volt a
30 gimnázium, évtizedek óta letaposott, rozoga kőlépcsőivel, kis
fatornyával, melyben reggelente diákhívó harangszó csendül, itt
volt a Magyar Király vendéglő, itt volt vele szemben a Széchenyi

35 fogadó, egyik szárnyában a Kisfaludy Színházzal, és rézsút oldalt kilátás nyílt itt arra az egyemeletes, gipszrózsákkal, arany villámhárítóval díszített palotára is, a város egyik legszebb épületére, melyben az Úri Kaszinó székel. (Kosztolányi 2005:13-14)

Die Betonung, dass Lerche ein gutes, ein sehr gutes Mädchen ist („Pacsirta jó leány volt, nagyon jó leány“) – der Ausdruck „jó leány“ wird hier gleich zweimal verwendet – unterstreicht den Versuch des Vaters, kein Übel in ihr zu sehen. Er möchte sich selbst davon überzeugen, dass die gesellschaftliche Lage gar nicht so schlimm ist, da sie ja ein so gutes Mädchen ist. „Életének egyetlen öröme“ (die einzige Freude seines Lebens)⁸ drückt bereits aus, dass er bzw. die Eltern kein erfülltes Leben führen und egal, wie die Tochter von den anderen Bewohnern der Kleinstadt gesehen wird, was die Eltern natürlich schmerzt, sie dennoch ihr einziges Glück bedeutet. Dies wird sich, wie später zu sehen sein wird, vollkommen ändern und an die Stelle der einzigen Freude, rücken mehrere, verschiedenste gesellschaftliche Freuden.

Die Zeilen vier bis sechs zeigen deutlich den Widerspruch, der in den Gedanken von Ákos liegt, „elmosta képét, tompító köddel vette körül, és nem gondolva arra, hogy milyen, szerette őt, ahogy volt, végtelenül“ (er wusch ihr Bild fort, legte einen dämpfenden Nebel um sie, er dachte nicht daran, wie sie war; er liebte sie, wie sie war, unendlich)⁹. Er verwässert ihr Bild und umnebelt ihr Aussehen, um gleichzeitig zu sagen, dass er sie so liebte, wie sie war. Das ergibt einen Widerspruch, der in seiner Zerrissenheit seine Ursache begründet. Seine Zerrissenheit zwischen dem, was die Gesellschaft sagt, und dem, was sein Herz ihm sagt, nämlich, dass er sie liebt, egal wie sie aussieht.

In Zeile sieben bis neun ist ein weiterer leiser Widerspruch im Verhalten der Eltern bzw. des Vaters zu lesen, und zwar „öt éve már annak, tíz éve már annak, hogy letett minden reménységéről, s nem is jutott eszébe, hogy mégiscsak férjhez adja“ (fünf Jahre, zehn Jahre waren bereits vergangen, seitdem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, er dachte nicht einmal mehr daran, seine Tochter zu verheiraten)¹⁰. Einerseits scheint die Situation der unverheirateten Lerche die Eltern sehr zu betrüben, andererseits haben

⁸ Übers. von Verf.

⁹ Übers. von Verf.

¹⁰ Übers. von Verf.

sie in den vergangenen fünf bis zehn Jahren anscheinend keinen Versuch mehr unternommen, für Lerche einen geeigneten Ehemann zu finden. Das irritiert ein wenig, da die Lage für die Eltern ja so unerträglich zu sein scheint, sie aber dennoch nichts dagegen unternehmen. Sie scheinen die Hände in den Schoß gelegt zu haben, obwohl sie wissen, dass sie auf diese Weise bestimmt keine Änderung hervorrufen.

Die Zeilen neun bis zwölf lassen erkennen, dass die kleinsten Veränderungen, die Lerche an sich selbst vornimmt, für den Vater anscheinend sehr gewöhnungsbedürftig sind, obwohl es keine ungewöhnlichen Veränderungen sind. Wenn sie ihre Haare also anders trägt („megváltoztatta hajviseletét“), zu Beginn des Winters anfängt, den Wintermantel zu tragen („vagy őszi múltán fölvetve télikabátját), oder im Frühling ein neues Kleid anzieht („vagy tavasszal új ruhát öltött“), dann sind das alles Dinge, an die er sich sehr schwer gewöhnt und seine Zeit dazu braucht, es zu akzeptieren. Wenn Ákos bereits mit solchen kleinen Veränderungen Schwierigkeiten hat, wie würde er dann mit einer Verheiratung der Tochter zu Rande kommen? Die Überlegung liegt somit nahe, dass ihm das eher schwerfallen würde. Vielleicht liebt er seine Tochter so sehr, dass sich ein Teil seines Herzens sogar wünscht, dass sie niemals heiratet und immer ‚seine‘ Tochter bleibt.

Die ausführliche Beschreibung von Lerches unzulänglichem Aussehen seitens des Vaters in Zeile 15 bis 21 spiegelt die Schwere der Belastung für ihn wider. Allerdings erwähnt er in Zeile 23 und 24, dass sie „mint hernyó a rózsabokor alatt“ (wie eine Raupe unter dem Rosenbusch)¹¹ sei. Dieser Ausdruck könnte auch bedeuten, dass aus seiner Sicht für sie vielleicht noch eine Möglichkeit besteht, sich aus der Raupe in einen Schmetterling zu verwandeln. Andererseits befindet sich die Raupe in seiner Ausführung ‚unter‘ dem Rosenbusch, was auch ein negatives Zeichen sein könnte, möglicherweise für seine bereits abgelegte Hoffnung diesbezüglich. Nach seiner eingehenden Beschreibung der Tochter gelangen sie zum Széchenyi-Platz. Die Wahl des Autors für den Namen dieses Platzes kann auch für eine versteckte Hoffnung, einen letzten Hoffnungsschimmer seitens Ákos stehen, da das ungarische Volk in Graf István Széchenyi aufgrund seiner Bestrebungen dem ‚einfachen‘ ungarischen Volk zu helfen und die Entwicklung des Landes zu fördern, ebenfalls einen Hoffnungsschimmer sah. Hier auf dem Széchenyi-Platz befindet sich sowohl das heruntergekommene

¹¹ Übers. von Verf.

Gymnasium, als auch das schönste Gebäude der Kleinstadt, das Kasino, das noch immer sehr gut in Stand gehalten wird. Es ist, als würden auf diesem Platz zwei Welten aufeinanderprallen, das mittellose und das bemittelte Ungarn, das hässliche und das schöne Ungarn.

Beispiel 3b)

- 1 HARMADIK FEJEZET
- (melyben apa és anya első napjáról megtudunk
egy-et-mást)
- 5 Kisvajkai és kőröshegyi Vajkay Ákos nyugalmazott megyei levéltáros s felesége, született kecfalvi Bozsó Antónia, nézett a vonat után, mely kifelé lihegett, és a szemhatár alján nemsokára füstös, fekete ponttá zsugorodott.
- 10 Maguk elé meredtek azoknak az embereknek szomorú és buta mozdulatával, kiket valamilyen hirtelen veszteség ért. Legalább ahhoz a helyhez ragaszkodtak, hol utoljára látták. Nem bírtak elmenni.
- 15 Aki elutazik, az tovatűnik, az megsemmisül, az nincs is. Csak annyira él, mint az emlék, mely visszaréved képzeletünkben. Tudjuk, hogy van valahol, de nem látjuk őt, akár azokat, kik meghaltak. Pacsirta pedig eddig nem hagyta el őket hosszabb ideig, legfőlebb egy napra, egyszer, amikor elutazott Ceglédre, vagy fél napra, a tarligeti kirándulások alkalmával, és akkor is alig várták.
- 20 Milyen nehéz volt elképzelni, hogy most nem jön haza velük. Ilyenféle gondolatok gyötörhették a két öreget. Lehorgasztották fejüket a pálya kavicsait bámulva, nem kevésbé búsan, mint egy váratlanul, gyorsan behantolt sírdombot.
- 25 Már is érezték a magányt. Kínosan, egyre növekedve ott lebegett körülöttük a csöndben, melyet a vonat hagyott maga után. (Kosztolányi 2005:21)

Erst hier, im dritten Kapitel, erfährt die Leserin Näheres über die Herkunft, den vollständigen Namen und den Beruf der beiden Eheleute bzw. des Vaters. Die Leserin erfährt, dass Ákos sowohl aus Kisvajka, als auch aus Kőröshegy stammt, es wird jedoch nicht näher darauf eingegangen, inwiefern er aus beiden Ortschaften stammt. Kisvajka ist ein fiktiver Ort, Kőröshegy existiert tatsächlich am Südufer des ungarischen

Plattensees. Auch der Ort, aus dem Frau Vajkay stammt, Kecfalva, ist eine Erfindung des Autors.

Das allmähliche sich Entfernen des Zuges, in dem Lerche sitzt, wird hier mit ausführlichen und liebevollen frames beschrieben, die eine lebendige scene in der Leserin evozieren. „Mely kifelé lihegett, és a szemhatár alján nemsokára füstös, fekete ponttá zsugorodott“ (der hinausschnaubte, und am unteren Rand des Horizonts zu einem rauchenden, schwarzen Punkt schrumpfte)¹². Man hat die Szene genau vor Augen, wie sich die Lokomotive bemüht, die Last hinter ihr aus dem Ort zu ziehen und dabei schwer schnaubt. Allmählich gelingt es ihr und ganz langsam entfernt sie sich und wird dabei immer kleiner, je weiter sie kommt.

Der Ausdruck „buta“ (dumm) in Zeile zehn, der in Verbindung mit dem Gesichtsausdruck der Eltern steht, die gerade ihre Tochter ‚verloren‘ haben, könnte man als überspitzt beschreiben. Es ist kaum vorstellbar, wie die Miene jener Menschen, die gerade dem Weggang ihrer Tochter nachtrauern, in dieser Situation ‚dumm‘ aussehen kann. Der Autor beschreibt ab Zeile 11 jedoch genau auf den Punkt, wie sich Eltern möglicherweise in so einem Moment fühlen, wenn sie bisher noch kaum längere Zeit von ihrer Tochter getrennt waren. „Legalább ahhoz a helyhez ragaszkodtak, hol utoljára látták. Nem bírtak elmenni.“ (Sie klammerten sich an jenen Ort, an dem sie sie das letzte Mal gesehen hatten. Sie brachten es nicht über sich, fortzugehen.)¹³ Sie wollen die letzte und frischeste Erinnerung, die sie an ihre Tochter haben, um keinen Preis loslassen, da es jetzt das Einzige ist, was sie von ihrer Tochter haben, und das direkt mit ihr in Verbindung steht. Sie wollen ihre letzten ‚Fußspuren‘ noch in sich aufnehmen, da es jetzt ist, als existiere sie nicht mehr, wie Dezső Kosztolányi in den folgenden Zeilen beschreibt. Es ist beinahe, als wäre sie tot, und die letzten gemeinsam erlebten Momente der Eltern mit ihrer Tochter sind die kostbarsten Erinnerungen. Dazu gehören ebenso die Umgebung des Bahnhofs, die Geräusche und die Gerüche. Die Luft, die Lerche zuletzt in Sárszeg eingeatmet hat. Das alles ist den Eltern jetzt so heilig, dass sie es nicht wagen, sich sofort von diesem Ort zu entfernen. Die Situation ist so schlimm für die Eltern, dass die aufgehäuften Steine unter den Gleisen sogar mit einem Grab verglichen werden. „[A] csöndben, melyet a vonat hagyott maga után“ (in der Stille, die

¹² Übers. von Verf.

¹³ Übers. von Verf.

der Zug hinter sich zurückgelassen hatte)¹⁴, die Leere, die sich in ihnen ausbreitet, drückt sich mit der Stille aus, die sie fühlen, nachdem der Zug aus der Station gefahren ist.

Die im Textausschnitt erwähnte Ortschaft Cegléd gibt es tatsächlich, Tarliget jedoch nicht.

Beispiel 4b)

- 1 Ákos kivett egy sötét, remek Tisza-szivart, egész természetesen
leszakította szalagját, és meg sem várva, hogy a komikus átnyújtsa
tollkését, leharapta a végét. Szájába dugta. Szolyvay tűzzel
szolgált.
- 5 Felesége látta ezt, kissé elámult, de Gál doktor sem tiltakozott,
így ő sem rontotta kedvét, tovább beszélgetett a maga társaságával.
Az öreg csecsemőmohósággal cuclizta szivarját, szopta nyáltól
csillogó végét, ezt a zamatos, keserű csecset. A füst körülhízelegte
dohánytól szűz szájpadrását, ismerős illattal csiklandta orrát,
- 10 bódította agyát, zsongította öreg, renyhe vérét, régen eltűnt ízeket
ébresztve benne. Bánta is most, mit fecsegnek körötte közjogról,
bécsi ármányokról, Dreyfusról, Laboriról,¹ hátradőlt székében, és
emésztett. Később egyet-mást ő is bátorkodott megjegyezni.
Leginkább a bölcs Szunyoghgal társalgott, ki rengeteg, immár
- 15 elsüllyedt tudása mélyéről, a bor- és pálinkatenger fenekéről
búvárként kincseket emelt föl, és a királyi adományozólevelek
középkori latinságáról néhány becses, szakszerű felvilágosítást
adott, mely Ákost érdekelte. Beburkolva a füst fellegébe, meleg
hangulatban gubbasztott a társaság. Az étterem már majdnem
- 20 kiürült, csak ők nem gondoltak hazamenésre. (Kosztolányi
2005:62-63)

¹Fernand Labori (1860-1917) híres francia ügyvéd, Émile Zola író védője abban a perben, amelyet a Dreyfus ártatlanságát valló cikke miatt indítottak ellene.

Die Zeilen eins bis elf beschreiben farbenfroh und sehr lebendig den Genuss des Vaters an der einen Tisza-Zigarre. Er kann es gar nicht mehr erwarten, sie zu rauchen, sie in seinem Mund zu spüren. „[E]gész természetesen leszakította szalagját“ (wie

¹⁴ Übers. von Verf.

selbstverständlich riss er ihr Band ab)¹⁵. Dies sagt sehr viel über seine bisherige Lebensweise aus, nämlich dass er anscheinend seit längerer Zeit keine Zigarre mehr geraucht hat, und außerdem, dass es wahrscheinlich nicht seine Idee war, keine Zigarren mehr zu rauchen. „[L]eszakította szalagját, és meg sem várva, hogy a komikus átnyújtsa tollkését, leharapta a végét“ (er riss das Band von ihr herunter und biss das eine Ende ab, ohne abzuwarten, dass ihm der Komiker das Federmesser reichte)¹⁶. Ein Federmesser ist laut Deutschem Wörterbuch ein „kleines, scharfes Taschenmesser [Messers mit kleiner Klinge, eigentlich zum Schneiden von Federn, d.h. von Gänsekielen]“. „[S]zopta nyáltól csillogó végét, ezt a zamatos, keserű csecset“. Zudem nimmt er den bitteren Geschmack des Zigarreninhaltes auf seiner Zunge in Kauf, während er mit der Habgier eines Säuglings an der Zigarre saugt und das Ende der Zigarre bereits von seinem Speichel glänzt, lullt er sich in den Rauch ein und scheint auf eine gewisse Art und Weise neu geboren zu werden, „[a] füst körülhízelegte dohánytól szűz szájpadrólását, ismerős illattal csiklandta orrát, bódította agyát, zsongította öreg, renyhe vérét, régen eltűnt ízeket ébresztve benne“ (der Qualm umschmeichelte seinen vom Tabak jungfräulichen Gaumen, kitzelte ihn in der Nase mit bekannten Düften, narkotisierte sein Gehirn, schläfernte sein altes, träges Blut ein und weckte bereits lange vergessene Aromen in ihm)¹⁷. „Beburkolva a füst fellegébe, meleg hangulatban gubbasztott a társaság. Az étterem már majdnem kiürült, csak ők nem gondoltak hazamenésre.“ (Eingehüllt in die Wolke des Zigarrenrauches, saß die Gesellschaft in einer warmen Atmosphäre beisammen. Das Restaurant war bereits fast leer, aber sie dachten nicht ans Heimgehen.)¹⁸ Der Autor schafft in dieser Beschreibung eine angenehme, heimelige Stimmung, und zeigt dadurch, wie wohl und gut aufgehoben sich beide Eheleute fühlen.

Beispiel 5b)

- 1 Nem írt többet. Itt vége volt.
Ákos sóhajtott. Szemüvegét vigyázatosan betette a papírtokba. A

¹⁵ Übers. von Verf.

¹⁶ Übers. von Verf.

¹⁷ Übers. von Verf.

¹⁸ Übers. von Verf.

- levél még mindig térdén maradt.
 Csak egy név jutott eszébe, csak egy nevet nyögött ki,
 5 félhangosan, maga elé:
 – Orosz Olga.
 És nem is a tarkői pusztát látta képzeletében, nem a díványt,
 melyen Pacsirta alszik, nem a Thurzó lányokat, hanem élesebben,
 mint tegnapelőtt a színpadon, Orosz Olgát látta, mikor Reginald
 10 Fairfaxot szájon csókolta.
 Ő nem értené meg ezt a levelet. Nem tudná megérteni azt sem,
 miért fáj úgy minden szava, mintha kést forgatnának szívében,
 miért oly különös minden észrevétele, az is, hogy kígyóút van a
 dombon, az is, hogy rododendronok nyílnak a virágágyakban, az
 15 is, hogy már hatkor meggyújtják a lámpát, és szüretre készülődnek.
 Orosz Olga nevetne mindezen, egy rekedt trillával.
 [...]
 Micsoda mocsok itt, és micsoda mocsok a színházban, a kopott
 díszletek között, mindenütt Orosz Olga és ők, mindnyájan. Az élet
 20 megy a maga útján. Minden, ami hitvány, közönséges, úgy hívják,
 hogy élet. Nincs és nincs és nincs igazság. Semminek sincs
 értelme. Minden mindegy.
 Ákos elalélt a gyűlölettől, tátott szájjal nézte őket. Arra ébredt,
 hogy valaki megfogta kezét.
 25 - Te itt vagy?
 Felesége kereste. A parkban adtak egymásnak találkoztót, hogy
 vacsorára menjenek.
 - Mi történt? – kérdezte az asszony, miután Ákos fölkelt, és
 vagy tíz lépést mentek.
 30 - Semmi. Azaz – mondta – Pacsirta írt.
 - Hol a levél?
 - Itt van – mondta, s zsebébe nyúlt.
 Az egyik zsebében nem találta. És a másikban sem találta.
 Visszasiettek a padhoz, keresték.
 35 Ott sem volt.
 A levél elveszett valahol, a földre esett talán, és elsöpörte a szél a
 szakadt újságpapírok közé, a szemétkbe.
 Ákost ez bosszantotta.
 - Mit írt? – kérdezte felesége.
 40 - Jól van, nagyon jól mulat. (Kosztolányi 2005:101-103)

Ákos hat kurz zuvor den Brief seiner Tochter aus ihrem Urlaub bei den Verwandten gelesen und muss seufzen, er befindet sich sozusagen zwischen zwei Stühlen, zwei Welten, die er nicht vereinen kann. Er muss an Olga Orosz, die Schauspielerin, denken, die aufgrund ihres Lebens, das sich ebenfalls nicht an die Regeln der Gesellschaft anpasst, genauso wie das von Lerche, aber dennoch nicht aus der Gesellschaft verstoßen

wird. Trotz dieser ungleichen Behandlung seiner Tochter fühlt sich Ákos zu eben dieser Gesellschaft hingezogen. Die Tatsache, dass Olga Orosz, deren Namen man mit ‚die russische Olga‘ übersetzen könnte, im Theaterstück Reginald Fairfax küsst, könnte für das internationale Ambiente stehen, in dem sie sich als Schauspielerin aufhält bzw. für eine gewisse Weltgewandtheit, die sie repräsentiert. Sie könnte Ákos mit seinem Kummer nicht verstehen, da sie nicht nur von der Gesellschaft auf eine unterschiedliche Weise gesehen wird als Lerche, sondern auch sie sieht die Gesellschaft anders aufgrund ihrer Stellung und ihres Berufs. Das Leben der Lerche, und dadurch auch die Dinge, die Lerche in ihrem Brief erwähnt, wären für Olga Orosz zu banal, einfältig, unwichtig und langweilig. Deshalb auch der Satz „Orosz Olga nevetne mindezen, egy rekedt trillával“ (Olga Orosz würde über all das nur lachen, mit einem heiseren Krächzen)¹⁹. Ákos wird von seinen Emotionen hin- und hergerissen. Auf einmal sieht er die vor Kurzem noch so begehrte Welt der öffentlichen Gesellschaft als lasterhaft und liderlich. Er versinkt in der Ungerechtigkeit, die die Gesellschaft seiner Tochter gegenüber an den Tag legt. Im Grunde möchte er jetzt gar nichts mehr mit dieser ‚Sippe‘ zu tun haben. Alles ist ihm jetzt egal. Daraufhin kommt seine Frau, um mit ihm wieder in das Restaurant Abendessen zu gehen. Er bemerkt, dass er den Brief der geliebten Tochter verloren hat, und ärgert sich darüber – „Ákost ez bosszantotta“. Auf die Frage der Frau, wie es denn der Tochter geht, antwortet er, ihr gehe es gut, sie habe sehr viel Spaß – „Jól van, nagyon jól mulat“. Aus seiner Antwort ist jedoch nicht ersichtlich, ob ihm bewusst ist, dass – nach der typischen, gut erzogenen Art Lerches – Lerche nur schreibt, es gehe ihr gut, um ihre Eltern nicht zu beunruhigen, obwohl es sich um das Gegenteil handelt und sie sich bei den Verwandten ganz und gar nicht wohl fühlt.

Beispiel 6b)

- 1 - Mi őt nem szeretjük.
 - Kik?
 - Mi.
 - Hogyan mondhatod ilyent?
- 5 - Igenis – kiabált Ákos, és kezével az asztalra vert, mint előbb.
 - Gyűlöljük őt. Utáljuk.

¹⁹ Übers. von Verf.

- Megörültél? – kiabált az asszony, ki még mindig az ágyban feküdt.
- Ákos pedig, hogy kihozza sodrából feleségét, és
 10 megbotránkoztassa őt, egyre emelte hangját, mely megbicsakolt, rikácsolt.
- Azt akarnánk, hogy ne is legyen itt, úgy, mint most. És azt se bánnánk, ha szegény akár ebben a pillanatban meg...
- Nem mondta ki a szörnyű szót. De így még szörnyűbb volt,
 15 mintha kimondta volna.
- Az asszony kiugrott az ágyból, eléje állt, hogy megakadályozza a botrányt. Halottfehér lett. Felelni akart valamit, de torkán akadt a szó, mert önkívületes izgalma ellenére gondolkodott azon a szörnyűségen, melyre ura célzott, hogy vajon igaz-e, nem-e.
 20 Döbbenten meredt rá.
- Ákos azonban nem beszélt.
- Felesége most már várta volna szavát. Szinte kívánta, hogy beszéljen, mondja ki, mondjon ki mindent. Érezte, itt van a nagy, végső leszámolás órája, melyre sokat gondolt, de azt hitte, hogy
 25 mégsem történik meg, legkevésbé pedig vele és ilyenkor. Leült a szemben lévő zsöllyébe, minden ízében remegve, mégis elszántan, s valamit, egy csöppet kíváncsian is. Nem is szólt közbe, mikor ura beszélni kezdett.
- Ákos így folytatta:
- 30 - Hát nem jobb lenne az? Neki is, szegénynek. És nekünk is. Tudod, hogy mit szenvedett? Csak én tudom, az én apai szívem tudja. Így-úgy, suttognak mögötte folyton, lenézik, kiröhögik. És mi, anya, mit szenvedtünk mi. Egy év, két év, vártunk, reménykedtünk, múlt az idő. Azt hittük, hogy csak véletlen az
 35 egész. Azt mondtuk, hogy majd jobb lesz minden. De mindig rosszabb lesz. Mindig rosszabb és rosszabb lesz. (Kosztolányi 2005:133-134)

Ákos wagt es als Erster, die Wahrheit auszusprechen. Er spürte, dass er und seine Frau sich viel wohler fühlen würden, wenn Lerche sie durch ihre unverheiratete Lage nicht mehr belasten würde. Sogar wenn sie „ebben a pillanatban meg...“ (in diesem Moment ster...) ²⁰ sterben würde, würde es ihnen vom gesellschaftlichen Aspekt aus gesehen besser gehen, sie würden im Ansehen der Leute steigen. Denn es wiegt schwer Ende des 19. Jahrhunderts, eine unverheiratete Tochter zu haben. „Az asszony kiugrott az ágyból, eléje állt, hogy megakadályozza a botrányt. Halottfehér lett. Felelni akart valamit, de torkán akadt a szó, mert önkívületes izgalma ellenére gondolkodott azon a

²⁰ Übers. von Verf.

szörnyűségen, melyre ura célzott, hogy vajon igaz-e, nem-e. Döbbenten meredt rá.“ (Die Frau sprang aus dem Bett und stellte sich vor ihn, um den Skandal noch zu verhindern. Sie war totenbleich geworden. Sie wollte etwas antworten, aber die Worte blieben in ihrem Hals stecken, weil sie entgegen ihrer besinnungslosen Aufregung über das Ungeheuerliche nachdenken musste, das ihr Mann aussprechen wollte, ob es womöglich wahr war.)²¹ Zuerst wehrt sich die Mutter noch gegen seine Meinung. Sie empfindet es als schändlich, dass er als Vater so etwas nur denken, geschweige denn aussprechen kann. Später in dieser Unterhaltung muss sie sich jedoch eingestehen, dass es stimmt, was er sagt, gesellschaftlich gesehen. Er sagt ihr, dass ihre Lage immer schlimmer wird, je länger sich nichts ändert, „De mindig rosszabb lesz. Mindig rosszabb és rosszabb lesz.“ (Es wird immer schlimmer. Immer schlimmer und schlimmer.)²² Durch die Wiederholung des Wortes ‚schlimmer‘ – ‚rosszabb‘ – wird auch seine Verzweiflung betont und die aussichtslose Lage, in der sich die beiden befinden. Sie müssen sie jedoch akzeptieren, denn ihnen bleibt nichts Anderes übrig.

In Zeile 26 wird der Ausdruck „zsöllyébe“ verwendet, der eine deklinierte Form von ‚zsöllye‘ ist. Dieser wird heute nur noch in der Theatersprache für ‚Parterresitz‘ verwendet, war im 19. Jahrhundert jedoch Ausdruck für einen gepolsterten Lehnstuhl mit Armlehnen (vgl. Magyar Értelmező Kéziszótár 2004:1507).

Beispiel 7b)

- 1 Nem látta a napfényt, mely időközben természetes módon elhamvadt, nem köszöntötte a reggelt és delet, mely tudta nélkül megfeketedett, s most csak pörnyéjét, kiégett salakját hagyta hátra ijedelmes meglepetésként. Azt sem tudja, éhes-e, jóllakott-e,
5 melege van-e vagy fázik. Így ténfereg, míg megtalálja a helyét térben és időben, s akkor veszi észre, hogy kábult, fáj a feje.

Az asszonyt, ki késő délután öt felé nyitotta föl szemét, ilyenféle érzések marcangolták. Ő ébredt először. Ura még aludt.

- Vigyázatosan kilépett az ágyból, felöltötte barhentruháját,¹
10 bekötötte fejét. Takarításhoz fogott, mint holmi öreg cseléd. Kezében személtapáttal, seprűvel szobáról szobára csoszogott.

A zongorán még mindig égett a két lámpa, melyet tegnap

²¹ Übers. von Verf.

²² Übers. von Verf.

meggyújtott. Egész éjszaka, egész nap virrasztottak itt a lángok. Szemrehányást tett magának a fénypazarlás miatt.

- 15 Sok dolga akadt. Többször előfordult ezen a héten, hogy egyik szoba székeit átvitték a másikba, ezeket ki kellett választani, odatenni, hol évtizedek óta álltak. Pacsirta munkáját, a terítőt, mely alatt megtalálták a kamrakulcsot, sokáig kereste, míg megkerült. Ezt ráborította a tükör márványlapjára, lenyomtatva a két kapcsos arcképalbummal. Nézelődött, nem maradt-e valami jel, mely elárulná őket. Még csak a zongorát kellett letakarítani, elrakni róla a hangjegyfüzeteket, lezárni kulccsal. A kulcsot bevitte a hálósobába, átadta urának, ki már ébredezett.
- 20

- Itt letérdelt, és ronggyal tisztogatta, sikálta a piszkos, nyálas, szivarhamus padlót, szedegette a pénzdarabokat, a bankókat, melyek szerteszéjjel heverték. Zörögve takarított. Ákost ez a zaj kergette ki az ágyból. Hamar felöltözködött. Közönyös dolgokról beszélt. (Kosztolányi 2005:144-145)
- 25

¹Bolyhozott pamutszövetből készült ruháját.

Die Zeilen eins bis sechs geben eine Stimmung wieder, in der es scheint, als wäre Ákos alles egal geworden. (Er sah das Tageslicht nicht, das inzwischen seiner Natur entsprechend erloschen ist, er begrüßte weder den Morgen noch den Mittag, der ohne sein Wissen schwarz geworden ist und jetzt als erschreckende Überraschung nur seine Flugasche, seine ausgebrannte Schlacke zurückgelassen hatte. Er wusste nicht einmal, ob er hungrig oder satt war, ob ihm warm war oder ob er fror. So trödelte er, bis er seinen Platz in Raum und Zeit gefunden hatte, und er bemerkte, dass er benebelt war und sein Kopf schmerzte)²³. Es ist der Tag der Heimkehr seiner Tochter und er ist in dieser einen Woche so oft zwischen seinen Gefühlen hin- und hergerissen worden, dass ihm jetzt alles egal ist. Er ist sich nicht einmal bewusst, was er fühlt, Wärme, Kälte, Hunger etc. Währenddessen bemüht sich seine Frau wieder alles so umzugestalten, wie es vor der Abfahrt Lerches war. Sie scheint sich damit abgefunden zu haben, in der Gesellschaft nicht sehr hoch zu stehen, und wird vor allem durch ihre Liebe zur Tochter getrieben, ihr Leben auch weiterhin so zu führen, wie sie es immer gewöhnt waren. Zumindest ist für die Leserin an ihr nichts Widersprüchliches zu bemerken, das auf eine Abneigung gegen die Rückkehr zu ihrem alten Leben hindeutet. In der gesamten Erzählung wird hauptsächlich auf die Empfindungen des Vaters eingegangen, während

²³ Übers. von Verf.

die Leserin die der Ehefrau aufgrund ihres Verhaltens eher deuten muss. Nach den Vorbereitungen sprechen die Eheleute von gleichgültigen Dingen, „[k]özönyös dolgokról beszélt.“, wobei der Autor das Verb in dritter Person Singular im Präteritum schreibt „, [er] sprach“, also müsste es im Zusammenhang mit dem vorher Erzählten heißen: „Er sprach von gleichgültigen Dingen.“ Das wiederum wäre unlogisch, da es sich doch um zwei Personen handelt, die miteinander sprechen und weniger darum, dass der Vater Selbstgespräche führt.

5.5 Die Feststellung der intertextuellen Kohärenz zwischen Translat und Ausgangstext

Dieser Teil der Arbeit vergleicht das Translat mit dem Ausgangstext, wobei untersucht werden soll, in welchen Beziehungen die Texte zueinander stehen bzw. ob das Translat dem Skopos des Ausgangstextes entspricht. Dabei wird beachtet, ob die evozierten Einzelszenen im Original auch den hervorgerufenen Szenen im Translat entsprechen, oder ob sich einige Szenen unterscheiden und warum. Ein weiteres Ziel dieser Analyse ist es, zu untersuchen, ob sich die Gesamtszene, die sich die Rezipientinnen aufbauen, in Ausgangs- und Zieltext gleicht, oder ob es hier Unterschiede gibt.

Beide Texte wenden sich an dieselbe Zielgruppe, wobei zu erwähnen ist, dass ein gewisses Hintergrundwissen zu der Thematik Frauen in der Donaumonarchie und zur sozialen und wirtschaftlichen Lage Ungarns Ende des 19. Jahrhunderts von Vorteil ist, um die Hintergründe der Erzählung besser verstehen zu können. Die Texte richten sich demnach an eine anspruchsvolle Leserschaft, die sich nicht nur für qualitativ hochwertige Literatur interessiert, sondern auch für die Problematik der Frau in der damaligen Zeit. Der ungarische Ausgangstext wendet sich aus dem Grund eher nicht an eine breite Masse, da den heutigen ungarischen Leserinnen die Situation der Frau im 19. Jahrhundert - wie auch den deutschsprachigen Leserinnen - nicht mehr näher bekannt sein dürfte.

Beispiel 1c)

Vergleicht man den ersten Textausschnitt des Translats mit dem des Originals, fällt auf, dass die einführenden Kapitelzusammenfassungen beide zentriert, kursiv und in runder Klammer zu lesen sind. Der Rest des Textes steht in normaler Schrift und die Kapitelüberschriften, die gleichzeitig verdeutlichen, das wievielte Kapitel die Rezipientin gerade liest, sind sowohl im Translat, als auch im Original in Großbuchstaben geschrieben. Das Translat hält ebenso die Kleinschreibung des ersten Buchstaben in der Kapitelzusammenfassung bei, genauso wie das Fehlen des Punktes am Ende des Satzes. Beim Vergleich der Seitenzahlen fällt auf, dass das Translat bereits auf Seite sieben beginnt, das Original hingegen erst auf Seite neun, und dass im Original die Seitenzahl in der Mitte unten steht, während diese in der Übersetzung rechts unten steht.

Bereits beim ersten Satz, der Kapitelzusammenfassung, sieht die Betrachterin einen Unterschied zwischen der deutschen und der ungarischen Grammatik. Aufgrund der Regeln der deutschen Grammatik steht das Verb „kennenlernt“ am Ende des ersten Satzteils, und zwar hinter dem Einschub über die Tochter. Im Ungarischen wird kein Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz gemacht, das konjugierte Verb steht in der Regel immer nach dem Subjekt.

Der erste Absatz des Translats folgt treu der Vorgabe des Originals, wobei der Name der Lokalzeitung und das Erscheinungsjahr ebenfalls kursiv geschrieben wurden. Alleine den Ausdruck „Nummer“ würde ich eventuell durch ‚Ausgabe‘ ersetzen, da dies für eine Zeitung gebräuchlicher ist und auch in der damaligen Zeit nicht anders war.

Auch im zweiten Absatz wurden wieder der Wochentag und das Datum genau wie im Original kursiv geschrieben, mit dem einzigen Unterschied, dass die Schreibweise des Datums in Kombination mit dem Wochentag an die deutsche Schreibweise angepasst wurde. Die Uhrzeit, die von der Pendeluhr angezeigt wird, wird im Ungarischen mit einer arabischen Eins angegeben, wohingegen sich der Übersetzer für eine römische Eins entschieden hat.

Der Koffer erhält im Original das Adjektiv ‚braun‘, was in der Übersetzung weggelassen wurde. Beim Lesen stört dies jedoch überhaupt nicht, da es hier der Leserin überlassen wird, sich den Koffer vorzustellen. Außerdem wird im Ungarischen

beschrieben, dass sich das Seitenfach an der Trennwand des Koffers befindet. Das im Ausgangstext, verwendete „minden holmival“, was zu Deutsch ‚mit allen Habseligkeiten/Dingen‘ entspricht, wird als „mit allem Nötigen“ übersetzt, was der Kohärenz des Zieltextes jedoch nicht abträglich ist. Außerdem erhalten das „Spitzenhöschen“, die „Bluse“, die „Pantoffeln“ und die „Schuhknöpfer“ im Ungarischen den bestimmten Artikel, was im Deutschen wegfällt, aber nicht stört. Das ungarische „lám“ bedeutet hier wortwörtlich ‚siehe an‘ oder auch ‚siehe da‘, drückt hier also Überraschung aus. („Lám“ kann in anderen Kontexten andere Bedeutungen besitzen.)

Im folgenden Absatz ist der Name Béla Bozsó - im Ungarischen steht bei Namen zuerst der Familienname und dann erst der Vorname - im Translat umgedreht worden, um den deutschen Regeln die Namen betreffend zu entsprechen. Im Translat heißt es die Familie wird „eingeladen, den Sommer auf dem Gut [...] [von Verwandten] zu verbringen“, wohingegen das Original den Ausdruck „hogy [...] kipihenjék magukat“ – frei übersetzt ‚damit sie sich ausruhen können‘ - verwendet. Solche kleinen Abweichungen stören den Lesefluss überhaupt nicht, da die Rezipientin des Zieltextes nicht weiß, was im Original steht, außerdem sind solche Details nicht von elementarer Bedeutung für das Verständnis des Translats, dennoch ist es meines Erachtens wichtig, hier auch auf solche Dinge aufmerksam zu machen.

Im Folgenden entschied sich der Übersetzer den Ausdruck „nagy“, dessen Entsprechung im Deutschen ‚groß‘ ist, mit „ausgedehnt“ zu übersetzen, was etwas mehr über das Gut aussagt, als ein simples ‚groß‘. Zudem hat er den Ausdruck „Gehöft“ als Übersetzung für „puszta“ verwendet. Eine Erklärung für seine Wahl begründet sich darin, dass in diesem Fall nicht die ungarische Puszta als Landschaft gemeint ist, sondern hier „Gehöft“ bedeutet. Im Ungarischen reihen sich mehrere, das Gut beschreibende Elemente aneinander, die im Translat gut aufgelöst werden. Der „geräumigere Saal“ befindet sich im Translat im Anbau, wohingegen er im Original an der einen Seite bzw. seitlich des Schlosses zu finden ist. Dies ist aber kein wesentliches Merkmal und daher für die Zieltext-Rezipientinnen unwesentlich.

Zu dem Satzgefüge von Original und Translat ist noch hinzuzufügen, dass sich das Translat bemüht, sowohl die Länge der Sätze, wie sie im Original vorkommen, als auch die Einteilung des Satzes durch Kommata etc. beizubehalten. Die Sätze haben alle

– im Original wie im Translat – eine ähnliche Länge. Nur dort, wo es durch den deutschen Satzbau bzw. die Regeln der deutschen Grammatik unumgänglich ist, wurde eine leichte Änderung vorgenommen.

Beispiel 2c)

Im ersten Satz von Beispiel 2 ist im Ungarischen zu lesen „életének egyetlen öröme“, was hier zu Deutsch heißen würde ‚die einzige Freude seines Lebens‘. Der Übersetzer hat sich hier für „die einzige Freude ihres Lebens“ entschieden und damit nicht nur Ákos, sondern ebenso seine Frau mit einbezogen, was plausibel klingt. Auch wenn in diesem Satz ausschließlich die Gedanken von Ákos beschrieben werden, stört es den Lesefluss nicht, da sich beim Lesen der Erzählung durchaus das Bild ergibt, dass Lerche auch „die einzige Freude“ im Leben der Mutter ist.

Im Translat werden die scenes durch dieselben frames evoziert wie im Original, wie zum Beispiel bei „elmosta képét, tompító köddel vette körül“ - „er verwischte ihr Bild, umgab es mit verhüllendem Nebel“. Bei der Beschreibung der nüsternartigen Nasenlöcher, entschied sich der Übersetzer das Adjektiv ‚weit‘ – „tág“ - auszulassen, das im Ausdruck „nüsternartig“ bereits beinhaltet ist. Ebenso entschied er sich bei „öreg, igazi vénlány“ - „ältlich, eine alte Jungfer“ - den Ausdruck „öreg“ – ‚alt‘ - der im Ausgangstext verwendet wird, durch „ältlich“ zu ersetzen. Diese Entscheidung ist gut überlegt worden, da der frame ‚alt‘ nicht wirklich zu einer Frau in den Dreißigern - Lerche ist zum Zeitpunkt der Erzählung 35 Jahre alt - passt. Im Zieltext werden zwei Absätze zusammengezogen, der Satzteil „während er in seinem mausgrauen Anzug dahinschritt“ gehört im Ausgangstext bereits zum nächsten Absatz: „Ment-ment egérszürke ruhájában“. Im Deutschen stört diese Verschmelzung der beiden Absätze jedoch nicht, da der zweite Absatz gut an den ersten anknüpft. Der ungarische Ausdruck „ruhájában“ bedeutet auf Deutsch frei übersetzt ‚in seiner Kleidung‘, es ist also eine allgemeine Bezeichnung für Bekleidung, was im Translat in „Anzug“ umgewandelt wurde, was auch für mich plausibel klingt, da bei dieser allgemeinen Beschreibung bei einem Mann am ehesten ein Anzug vorstellbar ist. Ein weiteres Detail ist, dass die „baufällige Treppe“ des Gymnasiums im Original als ‚Steintreppe‘ – „kőlépcsőivel“ -

betitelt wird. Das ist allerdings nebensächlich, da sich die Rezipientinnen des Zieltextes wahrscheinlich gut vorstellen können, aus welchem Material die Außentreppe eines Gebäudes besteht.

Im Ungarischen wird durchgehend die Vergangenheitsform verwendet, wobei zu erwähnen ist, dass es im Ungarischen nur eine grammatikalische Form gibt um die Vergangenheit zu beschreiben. Allerdings wird in dem Satz „melyben reggelente diákhívó harangszó csendül“ – „in dem morgens der Glockenschlag für die Schüler ertönte“ – „csendül“ in der Gegenwartsform verwendet, da der Glockenschlag immer ertönt, also ein regelmäßiges Ereignis ist, und das im Ungarischen durch das Präsens ausgedrückt werden kann. Im Deutschen würde sich die Verwendung des Präsens jedoch ungewöhnlich anhören, da es die Leserinnen der deutschen Sprache gewöhnt sind, alle Beschreibungen ebenso in einer Vergangenheitsform zu lesen, wenn auch der restliche Text in der Vergangenheitsform verfasst wurde. Bei der Beschreibung des Ausblicks schreibt der Übersetzer „und von hier eröffnete sich seitlich der Ausblick“, wohingegen es im Ausgangstext heißt „és rézsút oldalt kilátás nyílt itt“, was wörtlich bedeutet ‚und schräg von hier seitlich eröffnete sich ein Ausblick‘, wobei „rézsút“ wortwörtlich mit ‚schräg von hier‘ zu übersetzen wäre. Es ist jedoch ungewöhnlich beides zu schreiben, da beide Begriffe Ähnliches ausdrücken. Die Auslassung dieses Details stört aber ebensowenig, im Gegenteil, es würde den Lesefluss sogar stören, diesen Teil genau zu übersetzen. Das Kasino trägt im Original den Namen „Úri Kasino“, ‚úri‘ entspricht im Deutschen den Ausdrücken ‚vornehm, herrschaftlich‘ bzw. auch ‚Herren-‘, folglich könnte man es auch als ‚Herrenkasino‘ übersetzen, da die Adjektive vornehm bzw. herrschaftlich hier nicht wirklich groß geschrieben als Namen passen. Heinrich Eisterer hat dieses Problem sehr gut gelöst und einen Teil des Namens als Adjektiv ‚das vornehme Kasino‘ verwendet.

Beispiel 3c)

In der deutschen Kapitelzusammenfassung wird das Personalpronomen „wir“ aus dem Ungarischen übernommen, wo es üblich ist, in der ersten Person Plural zu schreiben. Üblicherweise werden auf diese Weise formulierte Texte im Deutschen mit ‚man‘

ausgedrückt. Man könnte hier vielleicht an Stelle von „wir“, ‚der Leser‘, ‚man‘ verwenden oder aus dem Satz eine Passivkonstruktion bilden. Die Zusammenfassung beginnt auch in diesem Kapitel, genau wie im Original, mit Kleinbuchstaben, endet ohne Punkt und wurde in runden Klammern verfasst. Der im Kapitel erwähnte Ort Kisvajka als Herkunftsort von Ákos existiert nicht wirklich, Köröshegy allerdings schon. Die Schreibweise von „Köröshegy“ musste dem Deutschen angepasst werden, da der Name ursprünglich „Köröshegy“, also mit einem ‚langen ö‘, geschrieben wird, wie z.B. auf der eigenen Website des Ortes zu lesen ist (vgl. <http://www.koroshegy.hu/de/index.html>). Dass Ákos Vajkay nicht nur pensionierter Archivar, sondern pensionierter Archivar des Komitats Köröshegy ist, wurde im Translat weggelassen, was auch meiner Auffassung nach keine wichtige Information darstellt. Den Ort Kecfalva gibt es ebenso wenig wie Kisvajka. Die Tatsache, dass beide, Ákos wie Antónia, in ihrem Namen ein ‚von‘ tragen, Ákos Vajkay von Kisvajka und Antónia Bozsó von Kecfalva, zeigt, dass beide von adeliger Abstammung sind. Deshalb ist es Ákos möglich, wie später im Buch zu sehen ist, in das vornehme Kasino zu gehen.

Der Übersetzer hat sich dafür entschieden, die ersten beiden Absätze des Ausgangstextes zusammenzuziehen.

Seine Übersetzung „die unsere Vorstellungskraft wachhält“ entspricht nicht genau dem Ausgangstext, in dem es heißt „mely visszaréved képzeletünkben“ – frei übersetzt ‚die in unserer Vorstellung/Fantasie wiederkehrt‘. In diesem Fall würde eher die Version der wiederkehrenden Erinnerung passen, als die Version des Übersetzers, da es sich hier um die Erinnerung an ihre Tochter handelt, die in der Vorstellung wiederkehrt.

Beispiel 4c)

Die Theiß-Zigarre, auf Ungarisch ‚Tisza-szivar‘, ist auf den Fluss Theiß bzw. auf Ungarisch Tisza, zurückzuführen, der sich durch Ungarn, die Ukraine und Serbien schlängelt (vgl. Brockhaus 2010e). Das im Ausgangstext verwendete Adjektiv „szűz“ für den Gaumen bedeutet eigentlich ‚jungfräulich‘. Der Übersetzer verwendet jedoch

den Ausdruck „entwöhnt“, da – wie im Text zu lesen ist – Ákos ja nicht zum ersten Mal raucht, sondern es anscheinend vor längerer Zeit aufgegeben hat. Nach so langer Zeit der Abstinenz könnte man den frame ‚jungfräulich‘ verwenden, „entwöhnt“ kommt aber dem, was hier ausgedrückt werden soll, nämlich der Gier, die Ákos verspürt, nach so langer Zeit endlich wieder eine Zigarre zu rauchen, am Nächsten.

Im Original wird die sachkundige Auskunft von Szunyogh zusätzlich mit dem Adjektiv „becses“ – ‚wertvoll‘ – beschrieben, was im Translat weggelassen wurde. Der frame „steckte die Gesellschaft [...] die Köpfe zusammen“ im Translat steht eher für die scene ‚nachdenken, nach einer Lösung suchen‘ etc. und weniger für ‚zusammenhocken‘, wie es im Original mit „gubbasztott“ ausgedrückt wird.

Beispiel 5c)

Im zweiten Absatz, in dem es heißt „Und in seiner Phantasie sah er nicht das Gehöft in Tarkő“ wird der Ort allerdings tatsächlich mit dem ungarischen ‚langen ö‘ geschrieben, und nicht an die deutsche Schreibweise angepasst, wie bei der Schreibweise des Ortsnamens „Köröshegy“.

Der im Text verwendete Name „Thurzó“ wird hier womöglich in Anlehnung an die wohlhabende Kaufmannsfamilie in Mitteleuropa verwendet, die ca. vom 12. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert existierte. Die hier erwähnten „Thurzó lányok“ werden auch im Translat „Thurzó-Mädchen“ genannt, wobei im Deutschen auch die Varianten ‚Thurzo‘ bzw. ‚Turzo‘ existieren (vgl. Wikipedia 2010b). Meine Annahme begründet sich auf der Erwähnung des Schlosses der Verwandten von Familie Vajkay, das heruntergekommen scheint, und die Namen der Vajkays, die auf eine adelige Herkunft schließen lassen. Beides weist auf eine ehemalige Glanzzeit der Familie hin. Weiters wird im Originaltext erwähnt, dass Ákos Olga Orosz „tegnapelőtt“, also ‚vorgestern‘, auf der Bühne gesehen hatte, im Zieltext wird hier lediglich „gestern“ erwähnt. Im Abschnitt über die Rhododendren wird im Zieltext nicht erwähnt, was genau mit ihnen passiert, im Ausgangstext blühen sie in den Blumenbeeten.

Die Sätze „Was für ein Schmutz war das hier, was für ein Schmutz im Theater, zwischen schäbigen Kulissen, überall. Olga Orosz und sie alle.“ bilden im Original

einen einzigen Satz, wobei „überall“ – „mindenütt“ – zu „Olga Orosz und sie alle“ gehört: „mindenütt Orosz Olga és ök, mindnyájan“ – was frei übersetzt ‚überall Olga Orosz und sie alle‘ bedeuten würde. Der Rest des Absatzes im Ausgangstext, angefangen bei „Az élet megy a maga útján.“ Wird im Ungarischen im Präsens geschrieben, da eine allgemeingültige Aussage gemacht wird. Wie bereits weiter oben erwähnt, würde sich das aber im Deutschen befremdlich anhören, und es wird hier weiterhin im Präteritum geschrieben. Im Satz „[...], mit offenem Mund beobachtete er.“ fehlt das ‚sie‘ – „öket“ - wie es auch im Original zu lesen ist: „tátott szájjal nézte öket“. Dieses ‚sie‘ bezieht sich auf die Soldaten, die mit Dienstmädchen im Park spazieren gehen. Ohne dieses Personalpronomen klingt der Satz, nicht vollständig. Nachdem Ákos‘ Frau fragt, was denn passiert sei, steht im Ausgangstext „miután Ákos fölkelt, és vagy tíz lépést mentek“ – frei übersetzt ‚nachdem Ákos aufgestanden war und sie etwa zehn Schritte gegangen waren‘. Der Teil ‚nachdem Ákos aufgestanden war‘ wird im Zieltext weggelassen und mit ‚nachdem sie etwa zehn Schritte gegangen waren‘ wiedergegeben. Das Weglassen des einen Satzteils ist vollkommen nachvollziehbar, da es logisch ist, dass Ákos zuerst aufstehen muss, bevor er einige Schritte geht, und somit wird hier keine allzu wichtige Information weggelassen.

Beispiel 6c)

Im Ausgangstext wird in dem Satz „És azt se bánnánk, ha szegény akár éppen a pillanatban meg...“ – ‚Wir hätten nicht mal was dagegen, wenn die Arme womöglich in diesem Moment ...‘ – die Worte ‚sterben würde‘ mit den drei Anfangsbuchstaben der ungarischen Entsprechung „meghalna“ angedeutet, wohingegen der Zieltext diese ganz weglässt. Man könnte hier allerdings, um dem Ausgangstext näher zu kommen, ‚ster...‘, d.h. die Anfangsbuchstaben der deutschen Entsprechung verwenden, um die Andeutung eventuell deutlicher zu machen.

Im Original ist der Satzteil „hogy vajon igaz-e, nem-e“ zu lesen, was im Translat mit ‚ob es wohl wahr sei‘ übersetzt wurde. Wortwörtlich bedeutet der ungarische Satzteil ‚ob es wohl wahr sei, oder nicht‘, da durch den Ausdruck „nem-e“ hier das Gegenteil von wahr, also ‚nicht wahr‘ ausgedrückt wird. In der Übersetzung kann man

dies allerdings problemlos weglassen, wie es der Übersetzer getan hat, da der Satz auch ohne diesen Zusatz funktioniert. Der Ausdruck „zsöllye“, der hier als „Lehnstuhl“ übersetzt wurde, ist wie oben bereits beschrieben, ein alter Ausdruck für einen gepolsterten Lehnstuhl mit Armlehnen. Heutzutage wird im Ungarischen für „Lehnstuhl“ der Ausdruck ‚támlás szék‘ verwendet.

Die Übersetzung „Und wir, Mutter, wieviel leiden wir.“ wird im Translat im Präsens ausgedrückt, während es im Original heißt „És mi, anya, mit szenvedtünk mi.“ – frei übersetzt ‚Und wir, Mutter, wie viel haben wir gelitten.‘ „Szenvedtünk“ steht hier in der Vergangenheit. Jedoch, weil dieses Leiden bis in die Gegenwart präsent ist, also noch immer aktuell ist, kann hier keine inhaltliche Verfälschung in der Verwendung des Präsens im Deutschen festgestellt werden.

Beispiel 7c)

‚Pörnye‘, die in ländlichen Gebieten Ungarns ausgesprochene Form von ‚pernye‘, bedeutet ‚Flugasche‘. In der Übersetzung wird der Ausdruck ‚Asche‘ verwendet, was hier keine Sinnveränderung ergibt. In der Mitte des ersten Absatzes bei „Er weiß nicht mal“ angefangen, wird im Zieltext plötzlich im Präsens geschrieben, obwohl bisher alles in einer Vergangenheitsform ausgedrückt wurde. Hier würde daher ebenfalls das Präteritum hingehören, um den Text kohärenter zu gestalten. Im Ausgangstext wird in dieser Passage zwar ebenfalls Präsens verwendet, jedoch wechseln im Originaltext Vergangenheits- und Gegenwartsform einander immer wieder ab, was auch im Ungarischen eher ungewöhnlich ist, da die Norm ist, entweder in der Gegenwart oder in der Vergangenheit zu schreiben. Der frame „ob er friert oder schwitzt“ heißt im Original „melege van-e vagy fázik“ was zu Deutsch Wort wörtlich Folgendem entspricht: ‚ob ihm warm ist, oder ob er friert‘. Der Übersetzer hat hier erstens die Satzteile ausgetauscht, was nicht stört, und zweitens ‚warm‘ durch „schwitzen“ ersetzt, was im Grunde genommen doch einen Unterschied bedeutet. Es ist jedoch vorstellbar, dass hier der Übersetzer den Unterschied zwischen beiden Extremen durch „schwitzen“ noch mehr hervorheben wollte, um deutlich zu machen, wie sehr die durchlebte Nacht Ákos zugesetzt hat. In diesem Sinne ist dieser Unterschied nicht störend. Das Flanellkleid, das

sich Frau Vajkay anzieht, wird im Ausgangstext mit „barhentuha“ ausgedrückt. Der Ausdruck ‚barhent‘ ist mit dem deutschen Äquivalent ‚Barchent‘ gleichzusetzen, das „einseitig oder beidseitig gerauhte Baumwoll- oder Viskosefasergewebe mit Flanellcharakter“ (vgl. Stofflexikon 2010) bedeutet. Daher ist die Übersetzung mit „Flanellkleid“ absolut adäquat.

Einen weiteren inhaltlichen Unterschied zwischen dem Translat und dem Ausgangstext ergibt sich im Satz „die mußte man jetzt wieder an ihren Platz bringen“. Im Ausgangstext lautet diese Textstelle „ezeket ki kellett választani, odatenni, hol [...]“ – was im Deutschen Folgendem entsprechen würde: ‚die musste man auswählen und dorthinbringen, wo [...]‘. Der Originaltext fügt also noch hinzu, dass man die Stühle zuerst unter den anderen auswählen musste, bevor man sie wieder an ihren angestammten Platz brachte. Aber auch hier zeigt das Auslassen dieser Textstelle in der Übersetzung absolut keine Inkohärenz. In „und gab ihn ihrem Gatten, der langsam zu sich kam“ wurde der unwesentliche Satzpartikel ‚bereits‘ – „már“ - aus dem Original weggelassen. Die Übersetzung würde demnach folgendermaßen lauten: ‚und gab ihn ihrem Gatten, der bereits langsam zu sich kam‘. Im letzten Satz dieses Textbeispiels heißt es im Zieltext „Sie sprachen von gleichgültigen Dingen“, im Original „Közönyös dolgokról beszélt“. Der Ausdruck „beszélt“ – ‚er/sie sprach‘ - bezieht sich hier ausschließlich auf Ákos, da er in dritter Person Singular geschrieben wird. Der Übersetzer hat daraus „sie sprachen“ gemacht, den Ausdruck also zur dritten Person Plural verändert, was legitim ist, da man nicht annimmt, dass Ákos in diesem Fall mit sich selbst spricht.

6 Schlussbemerkungen

Das vorhergehende Kapitel dieser Arbeit hat sich anhand des Modells der Übersetzungskritik von Margret Ammann der Analyse der von Heinrich Eisterer vorgenommenen Übersetzung von Dezsó Kosztolányis Erzählung *Lerche* gewidmet. Es konnte festgestellt werden, dass die Funktion von Original und Translat keinen Unterschied aufweist. Beide wurden für eine Leserschaft geschrieben, die anspruchsvoll ist, der ein wenig über die Hintergründe der damaligen Zeit in Ungarn und im Besonderen über die Rolle der Frau bekannt ist, und die demzufolge auch die tieferen Ebenen der Erzählung zu verstehen weiß. Das Translat ist für die deutschsprachige Leserschaft unter anderem aus dem Grund interessant, wenn sie etwas mehr über die ungarische Kultur und das Kleinstadtleben in Transleithanien erfahren möchte. Überdies wollen beide Texte den Leserinnen hohe literarische Qualität bieten, die die Grenzen der Unterhaltungsliteratur überschreitet.

In der Übersetzung finden sich nur vereinzelt kleinere Inkohärenzen, die den Lesefluss und die Gesamtszene des Textes jedoch auf keinen Fall beeinträchtigen. Der Übersetzer hat sich bemüht das äußere Erscheinungsbild des Ausgangstextes zu übernehmen, was etwa bei den Kapitelzusammenfassungen und der Kursivschrift des Namens der Lokalzeitung zu erkennen ist. Auch der Stil des Autors mit seinen teilweise sehr kurzen Sätzen wurde im Translat beibehalten, insofern dies in der deutschen Sprache möglich war. Ebenso wurde die Verwendung von älteren Ausdrücken, die die Zeit des 19. Jahrhunderts beschreiben, auch in der Übersetzung verwendet, wie in Beispiel 1, der Staubkamm, der Schuhknöpfer und in Beispiel 4 das Federmesser. Im Original werden weitere dieser alten Ausdrücke verwendet, wie etwa in Beispiel 7 für Flanellkleid „barhentrüha“ oder in Beispiel 6 für Lehnstuhl „zsöllye“. Die Frage, warum die Erwähnung der Puszta in zumindest zwei Fällen nicht vorgenommen wurde, wie in Textbeispiel 1 und 5 zu sehen ist, wird im Anhang von Heinrich Eisterer selbst beantwortet. Dort erklärt er, dass der ungarische Ausdruck ‚puszta‘ in diesen Fällen eine andere Bedeutung hat, als der deutsche Begriff ‚Puszta‘, nämlich ein abgelegenes Gehöft oder auch ein Teil eines Großgrundbesitzes, was bei der Betrachtung der jeweiligen Textstellen im Nachhinein Sinn ergibt.

Einige Stellen im Ausgangstext wurden in der Übersetzung leicht geändert, was oft für die Beibehaltung des Leseflusses vorgenommen wurde, da eine sich streng an das Original haltende Übersetzung diesen unterbrochen hätte. In einigen wenigen Fällen, wie etwa beim geräumigen Saal in Beispiel 1, sind Änderungen, Auslassungen oder Ersetzungen vorgenommen worden, die manchmal weniger leicht nachvollziehbar, jedoch teilweise durch die Erklärungen Heinrich Eisterers im Nachhinein verständlicher geworden sind.

Im Ganzen ist die Übersetzung von Heinrich Eisterer sehr gut gelungen. Sie übermittelt den Leserinnen die meisten Einzelszenen und schließlich die Gesamtscene vollständig und hinterlässt einen lebendigen und greifbaren Eindruck des Kleinstadtlebens und der Gesamtumstände.

7 Bibliografie

Primärquellen:

Kosztolányi, Dezső (2005) *Pacsirta*. Budapest: Európa Könyvkiadó.

Eisterer, Heinrich (2007) *Lerche*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Fachliteratur:

Andics, Hellmut (1976) *Österreich 1804 – 1975: österreichische Geschichte von der Gründung des Kaiserstaates bis zur Gegenwart in vier Bänden. Zweiter Band. Der Untergang der Donaumonarchie: Österreich-Ungarn von der Jahrhundertwende bis zum November 1918*. Wien – München – Zürich: MTV, Molden-Taschenbuch-Verlag.

Ammann, Margret (1990) „Anmerkungen zu einer Theorie der Übersetzungskritik und ihrer praktischen Anwendung.“ In: *TEXTconTEXT* 5. Heidelberg: Groos, 209-250.

Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981) *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.

Bogyay, Thomas von (1990) *Grundzüge der Geschichte Ungarns*. 4. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Bühler, Karl (1982) *Sprachtheorie: die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Fischer.

Eco, Umberto (1987) *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. Aus dem Italienischen von Heinz-Georg Held. München/Wien: Hanser.

Fillmore, Charles (1977) „Scenes-and-frames semantics.“ In: Zampolli, Antonio (ed.) *Linguistic Structures Processing* (Fundamental studies in computer science 5). Amsterdam/New York/Oxford: North-Holland, 55-81.

Good, David F. [Hrsg.] (1996) *Austrian women in the nineteenth and twentieth centuries : cross-disciplinary perspectives*. Providence [u.a.]: Berghahn Books.

Göhring, Heinz (2002) *Interkulturelle Kommunikation. Anregungen für Sprach- und Kulturmittler*. Herausgegeben von Andreas F. Kelletat und Holger Siever (Studien zur Translation 13). Tübingen: Stauffenburg.

Hoensch, Jörg K. (1984) *Geschichte Ungarns: 1867 – 1983*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer GmbH.

Hoensch, Jörg K. (1991) *Ungarn-Handbuch: Geschichte, Politik, Wirtschaft*. Hannover: Fackelträger-Verlag.

Holz-Mänttari, Justa (1984) *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*. Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia/Finnische Akademie der Wissenschaften.

Hönig, Hans G./Kußmaul, Paul (1984) *Strategie der Übersetzung: ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.

Kade, Otto (1968) *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Beihefte zur Zeitschrift *Fremdsprachen* 1. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.

Kosztolányi Dezső (1990) *Nyelv és lélek*. 2. erw. Auflage. Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó.

Mazohl-Wallnig, Brigitte (1995) *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*. Wien [u.a.]: Böhlau.

Nord, Christiane (1989) „Loyalität statt Treue. Vorschläge zu einer funktionalen Übersetzungstypologie.“ In: *Lebende Sprachen* 3, 100-105.

Nord, Christiane (2007) *Textanalyse und Übersetzen: theoretische Grundlagen, Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse*. Tübingen: Groos.

Reiß, Katharina (1971) *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen*. München: Hueber.

Reiß, Katharina (1989) „Übersetzungstheorie und Praxis der Übersetzungskritik.“ In: Königs, Frank G. (Hg.) (1989) *Übersetzungswissenschaft und Fremdsprachenunterricht. Neue Beiträge zu einem alten Thema*. München: Gotteswinter, 71-93.

Reiß, Katharina/Vermeer, Hans J. (1984) *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* (Linguistische Arbeiten; 147). Tübingen: Niemeyer.

Réz, Pál (1993) *Kosztolányi Dezső*. Budapest: Századvég Kiadó.

Snell-Hornby, Mary (Hg.) (1986) *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis* (UTB 1415). Tübingen: Francke.

Snell-Hornby, Mary (1988) *Translation Studies. An Integrated Approach*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Snell-Hornby, Mary (1990) „Linguistic Transcoding or Cultural Transfer? A Critique of Translation Theory in Germany.“ In: Bassnett, Susan/Lefevere, André (eds.) *Translation, History and Culture*. London/New York: Pinter, 79-86.

Snell-Hornby, Mary (1996) *Translation und Text. Ausgewählte Vorträge*. Herausgegeben von Mira Kadrić und Klaus Kaindl (WUV Studienbücher 2). Wien: WUV.

Snell-Hornby, Mary (2008) *Translationswissenschaft in Wendezeiten. Ausgewählte Beiträge zwischen 1989 und 2007*. Herausgegeben von Mira Kadrić und Jürgern F. Schopp (Studien zur Translation 20). Tübingen: Stauffenburg.

Vannerem, Mia/Snell-Hornby, Mary (1986) „Die Szene hinter dem Text: ‚scenes-and-frames semantics‘ in der Übersetzung.” In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis* (UTB 1415). Tübingen: Francke. 184-205.

Vermeer, Hans J. (1986) „Übersetzen als kultureller Transfer.” In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis* (UTB 1415). Tübingen: Francke. 30-53.

Vermeer, Hans J. (1990) *Skopos und Translationsauftrag - Aufsätze*. 2. Aufl. Heidelberg: Abt. Allg. Übersetzungs- u. Dolmetschwiss. d. Inst. für Übersetzen und Dolmetschen d. Univ. Heidelberg.

Vermeer, Hans J. (1996a) *Die Welt, in der wir übersetzen. Drei translologische Überlegungen zu Realität, Vergleich und Prozeß*. Heidelberg: TEXTconTEXT.

Vermeer, Hans J. (1996b) *A skopos theory of translation (Some arguments for and against)* (Reihe Wissenschaft 1). Heidelberg: TEXTconTEXT.

Vermeer, Hans J. (2007) *Ausgewählte Vorträge zur Translation und anderen Themen. Selected Papers on Translation and other subjects* (TransÜD 13). Berlin: Frank & Timme.

Vermeer, Hans J./Witte, Heidrun (1990) *Mögen Sie Zistrosen? : scenes & frames & channels im translatorischen Handeln*. Heidelberg: Groos.

Weber-Kellermann, Ingeborg (1991) *Frauenleben im 19. Jahrhundert: Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit*. 3. Aufl. München: C. H. Beck.

Zeke, Gyula (2008) *Kosztolányi Dezső Pesten és Budán*. Budapest: Budapest Főváros Levéltára.

Zimmermann, Susan (1999) *Die bessere Hälfte?: Frauenbewegungen und Frauenbestrebungen im Ungarn der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918*. Wien: Promedia [u.a.].

Nachschlagewerke:

Brockhaus 2010a (Hausväterliteratur):

URL:

https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+d0756767633A2F2F6A6A6A2E6F65627078756E68662D72616D6C787962636E727176722E7172++/be21_article.php (12.07.2010)

Brockhaus 2010b (Farbe Gelb):

URL:

https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+ch756767633A2F2F6A6A6A2E6F65627078756E68662D72616D6C787962636E727176722E7172++/be21_article.php?document_id=b24_7011201 (18.02.2010)

Brockhaus 2010c (Morgen):

URL:

https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+d0756767633A2F2F6A6A6A2E6F65627078756E68662D72616D6C787962636E727176722E7172++/be21_article.php (23.02.2010)

Brockhaus 2010d (Lerche):

URL:

https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+d0756767633A2F2F6A6A6A2E6F65627078756E68662D72616D6C787962636E727176722E7172++/be21_article.php (23.02.2010)

Brockhaus 2010e (Theiß):

URL:

https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+d0756767633A2F2F6A6A6A2E6F65627078756E68662D72616D6C787962636E727176722E7172++/be21_article.php (19.02.2010)

Duden: Deutsches Universalwörterbuch (2006) herausgegeben von der Dudenredaktion. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.

Magyar Értelmező Kéziszótár (2004) 3. Auflage. Budapest: Akadémiai Kiadó Rt. www.europeana.eu (Schuhknöpfer): URL: <http://www.europeana.eu/portal/briefdoc.html?start=1&view=table&query=Schuhkn%C3%B6pfer&start=1&view=table&facet1=&query1=&operator2=and&facet2=&query2=&operator3=and&facet3=&query3=> (17.02.2010)

Magyar Elektronikus Könyvtár 2010a (Ákos): URL: <http://mek.oszk.hu/adatbazis/lexikon/phplex/lexikon/d/nevek/ffi1.html> (17.02.2010)

Magyar Elektronikus Könyvtár 2010b (Antónia): URL: <http://mek.niif.hu/00000/00084/00084.htm#a> (17.02.2010)

Stofflexikon 2010: URL: <http://www.stofflexikon.com/barchent/84/barchent.html> (25.02.2010)

Wahrig, Gerhard (2000) *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh/München: Bertelsmann Lexikon Verlag GmbH.

Wikipedia 2010a (Baross): URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Baross> (23.02.2010)

Wikipedia 2010b: URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Thurzo> (23.02.2010)

www.woxikon.de (Perpendikel): URL: <http://www.woxikon.de/swe/perpendikel.php> (17.02.2010)

Wikipedia 2010c: URL: http://hu.wikipedia.org/wiki/Athenaeum_Irodalmi_%C3%A9s_Nyomdai_Rt. (12.07.2010)

Wikipedia 2010d: URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Istv%C3%A1n_Sz%C3%A9chenyi (12.07.2010)

Internetquellen:

- URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Dezs%C5%91_Kosztol%C3%A1nyi, Stand: 05.10.2009.
- URL: http://www.suhrkamp.de/autoren/heinrich_eisterer_1086.html, Stand: 05.10.2009.
- URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/P.E.N.>, Stand: 06.10.2009.
- URL: <http://www.perlentaucher.de/buch/28969.html>, Stand: 06.10.2009.
- URL: <http://www.literaturuebersetzer.de/pages/preise-preistraeger/bruecke-preistraeger04.htm>, Stand: 06.10.2009.
- URL: <http://www.suhrkamp.de/>, Stand: 06.10.2009.
- URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Suhrkamp_Verlag, Stand: 06.10.2009.
- Európa Könyvkiadó 2010: URL: <http://www.europakiado.hu>, Stand: 07.12.2009.
- URL: http://hu.wikipedia.org/wiki/Eur%C3%B3pa_K%C3%B6nyvkiad%C3%B3, Stand: 07.12.2009.
- URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Baross>, Stand: 17.02.2010.
- URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Istv%C3%A1n_Sz%C3%A9chenyi, Stand: 17.02.2010.
- URL: <http://www.lyrikwelt.de/autoren/kosztolanyi.htm>, Stand: 18.02.2010.
- URL: http://www.suhrkamp.de/buecher/lerche-dezsoe_kosztolanyi_22423.html, Stand: 18.02.2010.
- URL: <http://www.birda.de/Tuerkenherrschaft.html>, Stand: 26.02.2010.
- URL:
http://www.amazon.de/gp/product/images/3518224239/ref=dp_image_0?ie=UTF8&n=299956&s=books, Stand: 26.02.2010.
- URL: http://static.book.hu/product_images/01/08/25/10711.jpg, Stand: 26.02.2010.
- URL: <http://www.kirchenweb.at/hochzeit/trauung/symboletiere.htm>, Stand: 20.05.2010.
- URL: <http://www.krater.hu/krater.php?do=3&action=a&pp=641>, Stand: 22.05.2010.
- URL: <https://portal.d-nb.de>, Stand: 26.06.2010.
- URL: <http://www.duden.de>, Stand: 26.06.2010.

8 Anhang

8.1 Korrespondenz mit Heinrich Eisterer

E-Mail von Bianca Tauschek am 13.06.2010 mit den Antworten Heinrich Eisterers am 26.07.2010:

1) Mich würde interessieren, wie es zur Übersetzung von "Pacsirta" gekommen ist. Hat der Suhrkamp Verlag Sie kontaktiert, oder haben Sie die Initiative ergriffen? Falls Sie die Übersetzung angeregt haben, gab es dafür einen bestimmten Grund?

Der Suhrkamp Verlag hat mir die Übersetzung angeboten, zu dem Zeitpunkt war die Publikation des Buches bereits beschlossene Sache. In den wenigen Fällen, in denen ich selbst an einen Verlag herangetreten bin, hatte ich keinen Erfolg, ich wurde in meiner bisherigen Übersetzertätigkeit praktisch ausschließlich in Verbindung mit einem bereits beschlossenen Projekt kontaktiert.

2) Wie hat die Zusammenarbeit mit dem Verlag ausgesehen? Hat es Schwierigkeiten gegeben? Hatten Sie freie Hand bei der Übersetzung, oder mussten Sie sich an Vorgaben halten? Es interessiert mich außerdem wie viel Zeit Ihnen der Verlag für die Übersetzung ursprünglich gegeben hat. Und war diese ausreichend?

Die Zusammenarbeit mit dem Verlag verlief ziemlich reibungslos. Redaktionelle Änderungen wurden in den Fällen, in denen ich sie nicht übernehmen wollte, in gewohnter Manier gemeinsam besprochen und es wurde eine Lösung erarbeitet. Spezielle Vorgaben mussten nicht berücksichtigt werden, was wohl auch mit der bereits langen Zusammenarbeit mit der Verlagslektorin zusammenhing. Die Abgabefrist war in diesem Fall kein Problem, vor allem deshalb, weil ich das Eintreffen des Vertrags nicht abwartete, der dann reichlich spät kam, als die Übersetzung schon fast fertig war.

3a) Hatten Sie ein Mitspracherecht bei der Gestaltung des Buch-Covers?

Das war kein Thema, ich wäre auch gar nicht auf die Idee gekommen, mich darum zu bemühen, das ist generell Verlagssache.

3b) Wenn ja, würde mich interessieren, warum die Farben Weiß und Gelb gewählt wurden. Die gelbe Farbe ist ja unter anderem die Farbe der Geächteten - dies trifft ja auch auf Lerche zu. Die weiße Farbe symbolisiert die Unschuld. Falls Sie bei der Gestaltung nicht mitgewirkt haben, wissen Sie eventuell, wie der Verlag auf diese Farben gekommen ist?

Das Cover war wohl in diesem Fall weitgehend vom Aussehen der Reihe bestimmt (Bibliothek Suhrkamp). Ich glaube nicht, dass irgendeine Farbsymbolik eine Rolle gespielt hat.

4) Wie gehen Sie persönlich an zu übersetzende Texte heran? Lassen Sie sich vom Text mitreißen oder bewahren Sie eine gewisse Distanz? Was beachten Sie im Besonderen beim Durchlesen des Ausgangstextes? Wie sind Sie an diesen Text herangegangen, falls es hier anders war?

Beim Lesen des Textes habe ich natürlich schon die bevorstehende Übersetzung im Auge, das heißt, ich versuche mir einen Begriff davon zu machen, was das Spezielle, Besondere an der Sprache des Autors, des Buches ist, welche stilistischen Register gezogen werden. Dabei versuche ich meinen intuitiven Eindruck zu "objektivieren", indem ich mir bewusst zu machen versuche, durch welche sprachlichen Merkmale er hervorgerufen wird. Letzten Endes ist die gewählte Sprache der Übersetzung aber hauptsächlich eine intuitive Entscheidung. Eine kritische Distanz zum Ausgangstext als auch zur entstehenden Übersetzung ist von Vorteil, aber es kommt bei mir öfter vor, dass ich mich so im Strom des Textes "drin" fühle, dass ich mich mehr oder weniger seiner "selbsttätigen" Ausformung überlasse.

5) Hat es Schwierigkeiten beim Übersetzen von "Pacsirta" gegeben?

Die gibt es immer. Meist ist nicht das Treffen der Stillage die Hauptschwierigkeit für mich, sondern das Umgeben mit speziellen Ausdrucksweisen der ungarischen Sprache, ihre Fähigkeit, ganz gedrungen eine Unmenge von Informationen zu übermitteln.

6a) Mich würde außerdem interessieren, ob Sie Ihre Übersetzungen gleich Korrektur lesen, oder sie zuerst einige Zeit ruhen lassen, um wieder Abstand dazu zu bekommen.

Es ist schon günstig, wenn eine gewisse Zeit zwischen den Arbeitsgängen verstreicht, es muß nicht besonders viel sein, aber ein sofortiges Nacheinander suche ich zu vermeiden. Bei mir sind es im Allgemeinen drei Durchgänge, wobei ich nicht, wie viele andere Übersetzer, erst eine Rohfassung erstelle, ich versuche schon die erste Version der Endfassung ähnlich zu gestalten. Dann folgen im Allgemeinen noch zwei Überarbeitungen.

6b) Wenn Sie Korrektur lesen, tun Sie das laut, um den Text auch zu hören?

Ich habe ein gutes akustisches Vorstellungsvermögen, mit dem ich den Text, während ich ihn schreibe oder lese, mit dem inneren Ohr "höre", das heißt, ich brauche ihn mir nicht vorzusprechen.

7) Ich habe mich immer wieder gefragt, warum der Titel "Pacsirta" gewählt wurde, haben Sie dazu eine Theorie? Der Titel steht natürlich mit der Tochter in Verbindung, da sie ja diesen Namen trägt, aber weshalb hat Dezsó Kosztolányi ihr gerade den Namen einer Singvogel-Art gegeben? Können Sie sich das erklären?

Wenn ich mich recht erinnere, ist die einzige Erklärung, die im Buch zu finden ist, dass Pacsirta als Kind schön singen konnte. Ich vermute, dass dem Autor der Name klanglich gefallen hat. Lerche im Deutschen ist weniger passend, aber da es ein sprichwörtlich schön singender Vogel sein muss, ist schwer etwas daran zu ändern.

8) Im ungarischen Text wird einige Male die Puszta erwähnt, im 1. Kapitel, auf Seite 10: "A nem nagy, százholdas puszta közepén, rozoga gazdasági épületek között emelkedett a háromszobás "kastély", oldalt tágasabb teremmel, a vendégszobával, melynek meszelt falaira, vadászfegyvereire, agancsaira jól emlékeztek." (In *Lerche* Seite 8) Und auf Seite 101: "És nem is a tarko"i pusztát látta képzeletében, nem a díványt, melyen Pacsirta alszik, nem a Thurzó lányokat, hanem élesebben, mint tegnapelőtt a színpadon, Orosz Olgát látta, mikor Reginald Fairfaxot szájon csókolta." (In "Lerche" Seite 117) Die Puszta wird in der Übersetzung an diesen Stellen nicht erwähnt, mich würde interessieren, weshalb Sie sich für das Weglassen bzw. Umformulieren entschieden haben.

Das ungarische Wort puszta bedeutet an diesen Stellen etwas anderes als "Puszta" im Deutschen, nämlich ein meist etwas abgelegenes Gehöft, eine landwirtschaftliche Betriebseinheit oder eine kleine Ansiedlung, oft als Teil eines Großgrundbesitzes.

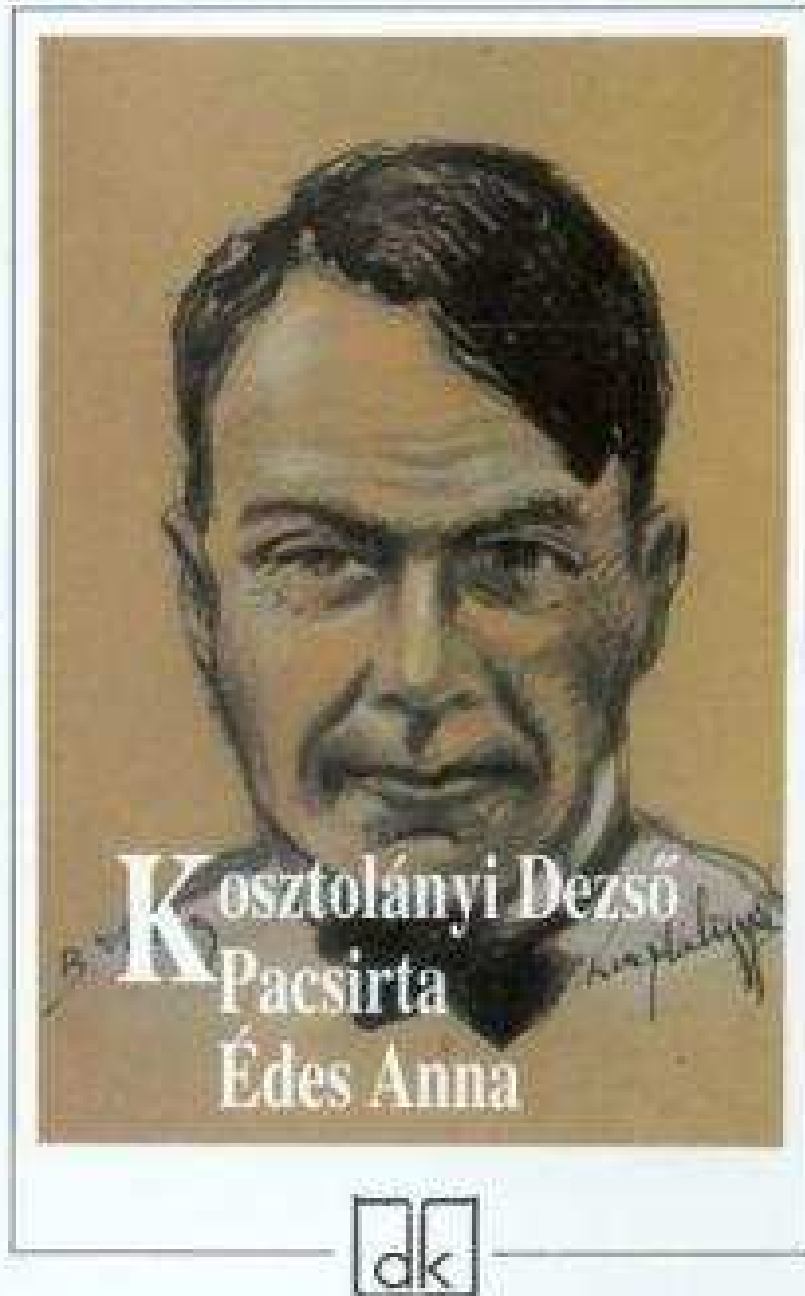
8.2 Buchcovers von Übersetzung und Original



Quelle: URL:

http://www.amazon.de/gp/product/images/3518224239/ref=dp_image_0?ie=UTF8&n=299956&s=books, Stand: 15.03.2010.

EURÓPA DIÁKKÖNYVTÁR



Quelle: URL: http://static.book.hu/product_images/01/08/25/10711.jpg, Stand: 15.03.2010.

8.3 Abstracts

Der ungarische Schriftsteller, Dichter, Journalist und Übersetzer Dezső Kosztolányi ist auch bei der deutschsprachigen Leserschaft bis zu einem gewissen Grad für seinen klaren und reinen Stil bekannt. Er befasste sich Zeit seines Lebens mit Literatur und veröffentlichte zahlreiche Zeitungsartikel, Gedichte, Romane und Erzählungen. Vor allem aber die Gesellschaft und ein kritischer Blick auf diese waren ein großes Thema seiner Werke, darunter auch die Rolle der Frau, was sich in *Lerche* ganz besonders ausdrückt. Das Werk wurde 2007 von Heinrich Eisterer neu übersetzt, aus diesem Anlass befasst sich diese Arbeit mit seiner Übersetzung, die im Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main erschienen ist, unter Miteinbeziehung des Modells der Übersetzungskritik von Margret Ammann.

Der erste Teil der Arbeit befasst sich mit der Theorie der Translationswissenschaft. Es wird ein Überblick über die Entwicklung dieser Wissenschaft gegeben, bevor dann näher auf die Skopostheorie von Hans J. Vermeer eingegangen wird, auf der Margret Ammanns Modell der Übersetzungskritik aufbaut. Anschließend wird das damit in Zusammenhang stehende Loyalitätsprinzip von Christiane Nord erläutert und die scenes-and-frames semantics veranschaulicht. In der Folge wird das Modell der Übersetzungskritik von Margret Ammann vorgestellt, die damit in Verbindung stehenden fünf Kritikschritte und der von Umberto Eco skizzierte Modell-Leser. Im Folgenden wird ein kleiner Einblick in den historischen Hintergrund der Erzählung gegeben, die sozialen und gesellschaftlichen Gegebenheiten und im Besonderen wird auf die Rolle der Frau während der Donaumonarchie eingegangen. Es folgen Hintergrundinformationen zum Werk, insbesondere zum Autor, zum Übersetzer und zur Sprache und Identität von *Lerche*. Im Anschluss folgt die eigentliche Analyse, zuerst der Übersetzung und schließlich des Originals, wobei die Analyse anhand von sieben Textstellen und mit Hilfe der fünf Kritikschritte von Margret Ammann durchgeführt wird. Die Analyse ergab, dass dem Übersetzer eine sehr gute Übersetzung gelungen ist, bei der sowohl der Stil des Autors beibehalten wurde, als auch die evozierten scenes erfolgreich übermittelt wurden. Es sind lediglich einige wenige Inkohärenzen aufgefallen, die den Lesefluss und den Gesamteindruck der Erzählung jedoch keineswegs beeinträchtigen.

Due to his pure and distinct style the famous Hungarian writer, poet, journalist and translator Dezső Kosztolányi is also popular in the German-speaking world. He devoted his whole life to literature and published numerous newspaper articles, poems, novels and tales. A critical view of society and the role of women in society were the main topics of his works. The latter is very dominant in Kosztolányi's work *Lerche*, which was translated by Heinrich Eisterer in 2007. The purpose of this thesis was to analyse Heinrich Eisterer's translation (published by Suhrkamp in Frankfurt am Main) according to Margret Ammann's translation critique model.

The first part of this thesis deals with the theory of translation studies. It gives an overview of the development of this field and introduces Hans J. Vermeer's skopos theory which served as a basis for Margret Ammann's translation critique model. Furthermore, Christiane Nord's loyalty principle and the scenes-and-frames semantics are explained. In the further course Margret Ammann's translation critique model and Umberto Eco's model reader are described. Moreover, the historical background and the corresponding social conditions of *Lerche* are illustrated. Special attention was drawn to the female role in society during the Austro-Hungarian Monarchy. This is followed by background information to the author and the translator as well as to the language and identity in *Lerche*. The following chapter deals with the analysis of the translation and the source text.

Seven text samples served as a basis for the translation critique according to Margret Ammann's model. The analysis showed that Heinrich Eisterer was successful in translating Kosztolányi's style as well as the evoked scenes from the original work. The few number of detected incoherencies neither influence the work's readability nor the overall positive impression of the translation.

8.4 Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Bianca Tauschek
Geburtsdatum: 30.05.1983
Geburtsort: Wien

Bildungsweg:

1993-2001 AHS Sigmund Freud Gymnasium,
1020 Wien, AHS-Matura
2002-2003 FH des BFI Wien, Logistik und
Transportmanagement, 1020 Wien
2003-2004 Kolleg für Textildesign, Spengerg. 20, 1050 Wien
2004-2007 Studium Übersetzen und Dolmetschen
Spanisch/Ungarisch am Zentrum für
Translationswissenschaft, 1190 Wien
November 2007 Abschluss des Studiums Übersetzen und
Dolmetschen Spanisch/Ungarisch (Bakk.phil.)
Seit November 2007 Masterstudium Übersetzen Spanisch/Ungarisch am
Zentrum für Translationswissenschaft, 1190 Wien
Schwerpunkt Literaturübersetzen
August/September 2009 Ausbildung zur Lehrerin für Deutsch als
Fremdsprache am International House, Freiburg
Seit März 2010-06-21 Studium Social Management an der
Donau-Universität Krems

Weiterbildung:

Sept.2001-Jän.2002 Institut VENETIA GmbH, ECDL-Kurs
(Europäischer Computerführerschein)
2005-2007 Sprachkurse am Instituto Cervantes, Wien
Sept. 08 - Jän. 09 Auslandssemester in Madrid
Aug.-Sept.2009 DaF-Ausbildung mit Zertifikat (Ausbildung zur
Trainerin für Deutsch als Fremdsprache)
Seit Dezember 2009 Sprachkurse am The Cambridge Institute,
FCE-Certificate

Berufliche Erfahrung:

2002 Februar: Instantina Nahrungsmittel Entwicklungs-
und Produktionsges.m.b.H., Office Assistant
März-Juli: Agrarmarkt Austria, Datenpflege
Okt.2006-Jän.2008 Wirtschaftsauskunftei Maria Wisur Ges.m.b.H,
Datenpflege
Seit Mai 2008 Exact Software Austria GmbH, Datenpflege